2 Bde.
Eta

Kaufmännische Carrieren.

Wahrheit und Dichtung
aus dem Geschäftsleben.

Von

Gustav Höcker.

I. Band:

Der Procurist.

Dresden.
Rudolf Kuntze's Verlagsbuchhandlung.
1862.

I.

Der Procurist.

Eine Stadt- und Dorfgeschichte.

Capitel 1.

Von Glocken- und anderen Klängen.

Locke und Sohn heißt die Firma der reichsten und angesehensten Weberwaarenfabrik im Gebirge. Sie ist über hundert Jahre alt, hat von Geschlecht zu Geschlecht, vom Vater auf den Sohn übergeerbt und befindet sich jetzt im Besitz von Johann Daniel Locke.

Nach einer langen, kinderlosen Ehe mit einer liebenswürdigen, aus armer Familie stammenden Gemahlin, ist Herr Locke jetzt endlich, in seinem achtundvierzigsten Lebensjahre, Vater eines hoffnungsvollen Knaben geworden, auf den die ehrwürdige mit allen Welttheilen verkehrende Firma einst übergehen soll. Dieser Erbfolger wurde von Johann Daniel Locke eben so schmerzlich vermißt, als seine Gattin ihn mit heißen Thränen herbeisehnte. Ein

Weib, das einen wahrhaft braven Gemahl hat, darf solche Thränen niemals weinen müssen!

Zu den drei Personen der Familie, die uns bis jetzt bekannt sind und von denen die eine noch nicht das Wort Mama oder Papa stammeln kann, gesellt sich noch eine vierte. Es ist die angenommene Nichte der Madame Locke — Clara — ein liebes, blond-lockiges Mädchen von etwa acht Jahren.

Die Familie Locke bewohnt in dem langen zweistöckigen Gebäude die erste Etage — eine Reihe prunkvoller Gemächer. Von dem Hause durch einen geräumigen Hof getrennt, breitet sich ein reizender Kunstgarten aus mit Schaukel, Pavillon und Gewächshaus. Im Stalle im Hofe schnaufen und scharren zwei feurige Füchse und in der Remise steht eine ganze Auswahl von Equipagen. Eine derselben — die eleganteste der Stadt — führt die Familie jeden Nachmittag aufs Land hinaus, wo der Kaffee eingenommen wird. Unter den Wagen in der Remise lagert eine Schaar Cochinchin- und Perlhühner friedlich nebeneinander. Hoch oben auf einem Kutschersitze thront ein Haushahn, dessen Gefieder fast eine Patentverletzung der Natur gegen den Paradiesvogel ist, und auf einer der Wagendeichseln schaukelt sich

ein weißer Pfau. Der ganze Hof ist von allerlei Geflügel angefüllt — Clärchens größte Freude und nicht minder die ihrer Tante, welche schon als armes Mädchen keinen heißern Wunsch kannte, als einmal einen Hühnerhof zu besitzen.

Im zweiten Stockwerk des Hauses befinden sich die Lagerräume für Garne, die an einer Winde, nach dem Hofe heraus, emporgezogen werden.

Das Parterre enthält den Raum für fertige Waaren, die Einkaufsexpedition, wo die liefernden Weber abgefertigt werden, und das geräumige Comptoir.

Einen behaglichen Anblick gewährt es, wenn man an Winterabenden an den Fenstern des Comptoirs vorübergeht und die Herren darin bei ihren eleganten Lampen, die ein magisches Licht auf die grünen Pulte werfen, arbeiten sieht. Man kann sich da nur schwer mit dem Gedanken befreunden, daß sie sich aus dem glänzend erleuchteten Raume heraussehnen auf die Straße, in die staubige Wirthsstube oder gar in das enge Familienzimmer, wo Kindergeschrei ertönt und die Stühle von Kinderwäsche, Puppen und anderm Spielzeug eingenommen sind. — Und dennoch sehnen sich Alle heraus, und die Sehnsucht wächst, wenn vom Thurme die Abendstunde schlägt, die den Bureaux

und Werkstätten der Stadt den süßen Feierabend verkündet. Um diese Zeit erst gönnt sich Herr Locke die Muße, die Zeitungen zu lesen. Tief in seine Lectüre versenkt, sitzt er mäuschenstill und unbeweglich an seinem Pulte. Die Höflichkeitsform, daß man Leuten von Distinction stets den Vortritt läßt, wird hier bis auf das Nachhausegehen ausgedehnt. Niemand wagt, vor Herrn Locke das Comptoir zu verlassen.

Vom Thurme schlägt es Sieben, durch die herrschende Stille hört man auch den gedämpften Schlag mehrerer Uhren der Nachbarschaft, zuletzt hebt der Hammer der Comptoiruhr aus; klingt das lange, präludirende Schnarren schon wie Ironie, so ist es, wenn nun alle sieben Schläge wirklich ertönen, Hohn und Spott, und schon Manchem ist es vorgekommen, als setze sich das Zifferblatt der Uhr mit Zeigern und Ziffern zu einem grinsenden Gesicht zusammen.

Minute auf Minute verrinnt, schon hat es vom Thurme wieder „geviertelt.“ Herr Locke sitzt, in seine Lectüre vertieft, noch mäuschenstill und unbeweglich an seinem Pulte. Und nun fängt man an, ihn leise an die flüchtige Zeit zu erinnern: Senftenberg, ein junger Commis des Hauses, der vom Morgen bis zum Abend in der Einkaufsexpedition beschäftigt

ist, eröffnet den Reigen dadurch, daß er sich im Comptoir zeigt und zum Zeichen, daß seine Expedition geschlossen sei, mit möglichst viel Gerassel die Schlüssel aufhängt. Einige Andere ziehen unaufhörlich die Uhren aus den Taschen und sehen nach der Zeit, Andere ziehen ihre Uhren auf, und Einer, der so glücklich ist, eine Repetiruhr zu besitzen, läßt diese schlagen und giebt sie einem Zweiten, der dasselbe Manöver wiederholt, und dieser giebt sie einem Dritten, so daß Herr Locke der Meinung ist, ein Jeder von seinen Leuten erfreue sich des Besitzes einer Repetiruhr. Trotzdem sitzt er, in seine Lectüre vertieft, noch immer mäuschenstill und unbeweglich am Pulte. Jetzt endlich empört sich auch das friedlichere Gemüth des älteren Buchhalters, Mühlbach, dessen Familie daheim mit dem Abendessen wartet. Er klappt laut die Stratzen zusammen und zuletzt auch, mit einem schußähnlichen Krache, das riesige Hauptbuch. Um eine letzte Demonstration zu versuchen, verfügt sich Carl — der Lehrling — auf die Straße und schließt die Comptoirläden, die der Chef, wie man behaupten will, gern bis zum letzten Augenblick offen weiß, damit jeder Vorübergehende sich von der späten Thätigkeit bei Locke und Sohn überzeugen kann. — Es hat schon

zu wiederholten Malen vom Thurme „geviertelt,“ ehe sich Herr Locke hinauf in seine Familienwohnung zurückzieht. Nichts gleicht dem Jubel des Comptoirpersonals, wenn es in der Stadt ein Concert, einen Ball oder sonst eine festliche Veranstaltung giebt, die Herr Locke besucht und in deren Berücksichtigung er voraussichtlich pünktlich die Feierabendsstunde einhalten muß. Man spricht schon eine Woche vorher davon und nimmt sich für diesen Abend allerhand vor.

Einige Zeit, nachdem die letzte Lampe im Comptoir ausgelöscht und vor die eiserne Thüre der schwere Riegel geschoben ist, wird es in einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses Licht. Dann hört man hinter demselben Fenster die Accorde eines Piano's. Jetzt ein Walzer von Schulhoff, jetzt eine Tarantella, dann Rosellens Reverie und dann endlich ein von einer hübschen Tenorstimme gesungenes Lied, wie: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen“ oder: „Ob ich Dich liebe, frage die Sterne.“ — Der Musiker, der da drüben wohnt, ist Niemand anders als Senftenberg.

Liebespaare, die durch die Gassen promeniren, bleiben stehen und lauschen und lieben sich noch einmal so innig, und mitten in der Hausflur stellen die Dienstmädchen ihre Wasserkannen bei Seite, um zu tanzen.

Wohl ist sich Senftenberg bewußt, daß er gehört wird; aber er fragt nicht nach dem Entzücken der Straßenwanderer und des Tanzclubbs in der Hausflur, sein Spiel und sein Gesang gelten jemand Anderm; aus tiefstem Herzen singt er seine Liebeslieder mit lauter und voller Stimme, daß sie nach einem Fenster hinüberklingen, nach einem gewissen Fenster in Locke's Hause, wo sich ein Frauenkopf zeigt, zuweilen von einem Strahle des Mondes beleuchtet, die weiße Stirn hart an die Scheibe gedrückt und die Augen nach dem Sänger drüben gerichtet, den sie durch den dünnen, leichten Fenstervorhang hindurch — am Clavier sitzend — sehr wohl unterscheiden können.

Es gab eine Zeit, wo Senftenberg, der es im Clavierspiel zu einer gewissen Virtuosität bringen wollte, ganze Abende hindurch nichts als Fingerübungen und Etuden spielte und sich um keinen Zuhörer kümmerte.

„Es ist sonderbar," sagte sich Senftenberg, als er eines Sommerabends, den er auch am Clavier zugebracht hatte, das Instrument wieder verschloß, „sobald ich eine ansprechende Composition spiele oder singe, zeigt sie sich auch am offnen Fenster; spiele

ich meine Fingerübungen — gleich schlägt sie es zu und ist verschwunden. Ich glaube, sie hörte mir gern zu; ich glaube, wenn sie sich am Fenster zeigt, so gilt dieß meinem Spiele."

Senftenberg ging ein Weilchen im Zimmer auf und ab, blieb zuletzt am Fenster stehen und sah hinüber nach den, in Folge der herrschenden Dunkelheit, wie schwarzgemalte Fenster erscheinenden Scheiben, wo sie herausgeblickt hatte.

„Es ist ein trocknes, einsames Dasein," fuhr Senftenberg fort, „ein Tag vergeht wie der andre; wenn ich aber wüßte, daß der Schwarzkopf mit dem kleinen Munde und den großen, schönen, feurigen Augen mir wirklich zuhörte, so sollten diese kurzen Abendstunden hinreichen, mich für den langweiligsten Tag zu entschädigen."

Als Senftenberg schon im Bette lag, hörten die vier Wände seines gemüthlichen Zimmers ein langes, langes: „Ach!" das seiner Brust entströmte und dem die Worte folgten: „Was ist doch der Mensch für ein eingebildetes Wesen! — Und besonders ich!"

Am nächsten Abende aber spielte er keine Etude. Alle unter seinen Noten befindlichen Salonsachen, die er schon längst abgelegt hatte, suchte er zusammen, und

nun rauschte ein langes Programm der beliebtesten Melodien in die Abendluft hinaus, denn er hatte heute das Fenster geöffnet.

Wenn Senftenberg — von den Noten aufblickend — den Kopf ein wenig seitwärts dreht, kann er die beiden Fenster des Zimmers, welches sie bewohnt, sehen. Leer sind die langen Fensterfronten des stolzen Hauses, überall Glas und rothe Gluth von dem Abendrothe der sinkenden Sonne, aber richtig — dort an dem einen Fenster — wie malerisch, wie lebensfrisch hebt sich da der Schwarzkopf ab! — Sie hat das Kinn auf die weiße, längliche Hand gestützt. Ach! Sie träumt vielleicht, nach dem purpurrothen Himmel blickend, von irgend einem Herzen in der Ferne, und die Melodien und Klänge, die Senftenbergs Finger hervorzaubern, dienen ihren Träumen vielleicht nur als Wiegenlieder!

Senftenberg wagt es, einen flüchtigen Blick nach den träumenden Augen hinüber zu werfen. Er kehrte schnell zurück, roth im Gesicht, wie ein verschämtes Mädchen: denn die dunklen Augen der Lauscherin drüben blickten nicht träumerisch nach dem glühenden Himmel, nicht nach den hinter Senftenbergs Wohnung hoch emporragenden Pappeln, um vielleicht neidisch

ein Vöglein zu betrachten, das sich, seiner Schwingen bewußt, fröhlich auf den Zweigen wiegte, — die dunklen Augen waren auf Senftenberg gerichtet und schlugen sich, als sie den seinigen begegneten, auf die mit einem rothen Sammetkissen bedeckte Fensterbrüstung herab.

Einige Tage später fand Senftenberg in seinem Zimmer ein Billet. Es enthielt die zierlich geschriebenen Worte:

„Eine innige Verehrerin der Musik sagt Ihnen für so manche schöne Stunde, die Sie ihr unbewußt bereitet haben, ihren freundlichsten Dank.“

Senftenberg wäre am liebsten gleich hinüber gelaufen zu ihr, deren Hand unzweifelhaft diese Zeilen geschrieben hatte, um ihr den Ring, den er an seinem Zeigefinger trug, anzustecken und ihr ewige Liebe zu schwören. Aber das ging nicht; er mußte sich mäßigen und erwartete mit Ungeduld den nächsten Morgen. In aller Frühe ging er zu einem Handelsgärtner und kaufte drei Feuernelkenstöcke, die er an sein Fenster stellte.

Als er im Laufe des Tages in seine Wohnung hinüberschlüpfte, um nach ihren Fenstern zu sehen, stand vor jedem derselben ein Stock mit einer voll-

aufgeblühten Rose. Sie hatte ihn verstanden und noch an demselben Abend schrieb er ihr einen langen Brief, der die glühendste Liebeserklärung enthielt.

Er wurde mit maßvoller Zurückhaltung beantwortet, aber zwischen den Zeilen war zu lesen, daß Senftenbergs geheimster Herzenswunsch Erhörung gefunden hatte; ja zwischen den Zeilen war es zu lesen, selbst wenn das Postscriptum nicht gewesen wäre, durch welches Herrn Senftenberg für die Vermittlung des Briefwechsels Lisette (eins der Dienstmädchen in Locke's Hause) anempfohlen wurde, als eine Person, der er unbedingt Vertrauen schenken könne.

Und seit jener Zeit hat Senftenberg Etuden, Fingerübungen und Solfeggien bei Seite geworfen, und spielt und singt nur für die kleinen, weißen Ohren da drüben.

Zuerst hat er sein Glück dem Buchhalter mitgetheilt; er erinnerte sich gleich darauf, daß er der Geliebten unverbrüchliches Stillschweigen hatte geloben müssen, aber es war zu spät und es hat ja nichts auf sich. Zuletzt wußte fast ein Jeder auf dem Comptoir um das zärtliche Verhältniß und bald wird es auch noch Einer erfahren, der diese Stadt noch nie gesehen,

Senftenbergs Namen noch nie gehört hat, Einer, der dem Schauplatz unserer Erzählung eben erst entgegenreist.

Capitel 2.

Der Schlüssel zum Glück.

Es ist eine eigne Sache, wenn man einen alten, gewohnten Wirkungskreis verläßt, um in einer fernen Gegend, die man noch nie gesehen hat, einen neuen aufzusuchen. Die Existenz eines solchen Menschen gleicht einem mit der Wurzel ausgegrabenen Baume, der ebenfalls versetzt werden soll. Der Mensch ist dann bei Weitem nicht Das, was er eigentlich ist. Des Furchtlosesten sogar bemächtigt sich ein Gefühl der Unsicherheit.

Diese Erfahrung macht soeben Herr Meyerhoff, der, um eine Stellung bei Locke und Sohn anzutreten, vor mehreren Tagen seine Vaterstadt, eine norddeutsche Metropole, verließ, und jetzt, dem Orte seiner neuen Bestimmung bis auf wenige Poststunden nahe gerückt, neugierig den Kopf zum Wagenfenster heraussteckt. Alle Erscheinungen in der nächsten Umgebung

eines neuen Wirkungskreises müssen mit dem letzteren selbst, so denkt man, im engsten Zusammenhange stehen. Hier in dem Dorfe — der Zeugweber, der, in Hemdärmeln hinter seinem Stuhle am Fenster sitzend, den Kopf nach dem vorüberfahrenden Postwagen dreht, webt gewiß eben ein Stück für Locke und Sohn. — In dem Wirthshause, in welchem sämmtliche Fenster des oberen Stockwerkes geöffnet sind, damit der Staub, den zum Sonntage die Tänzer verursacht haben, herauszieht, haben sich gewiß gestern die Commis von Locke und Sohn amüsirt. — Hier ein behäbiges Bauerngut, mitten unter den niederen Häusern der Weber. Oben auf der Mauer steht ein stattlicher Hahn, den man unwillkürlich in Verdacht hat, er verstehe auch etwas von Industrie. Aus dem Thorweg lenkt eben ein Mädchen mit ihrem Milchwagen heraus und schlägt die Richtung nach der Stadt ein, — es kann nicht fehlen, daß ein Theil dieser Milch für Herrn Locke's Hauswirthschaft bestimmt ist.

Endlich, da unten im Thalkessel liegt das Städtchen. Dort unten, wo der Kirchthurm emporragt, mitten unter der kleinen Häusermasse und den zahlreichen Schloten, denen dicker, schwarzer Dampf ent-

steigt, ist Meyerhoffs neuer Wirkungskreis; da unten wird er nun schlafen und arbeiten und sein Geld verdienen, und neue Bekanntschaften anknüpfen, die er sich jetzt noch gar nicht vorstellen kann.

Während trotz des vom Postillon angewendeten Schleifzeugs die vier Gäule den Wagen in scharfem Trabe und unter einem heillosen von sich sträubenden Kummeten, Ortscheiden und Wagenketten verursachten Geklapper den Berg hinunterbalanciren, beschäftigt sich Meyerhoffs Phantasie damit, die Portraits und Charaktere der künftigen Collegen, sowie ein Bild von dem Hause und den Localitäten des Geschäfts zu entwerfen. Auch den Chef selbst, Herrn Locke, sucht er sich wiederholt vorzustellen. Es kann kein unfreundlicher Mann sein, seine Briefe waren stets sehr höflich.

Meyerhoff zieht einige derselben aus der Tasche. Bald wird er an der Wiege dieser Briefe stehen. Der bescheidene Poststempel auf der Adresse gewinnt jetzt, da er wieder in seine Heimath einfährt, plötzlich ein recht keckes Aussehen! Meyerhoff entfaltet die Briefe und liest einzelne der artigsten Sätze noch einmal durch: „Suchen Sie Ihren Antritt so viel als möglich zu beschleunigen, wir werden Sie zu jeder Stunde willkommen heißen." — „Wir sind im

angenehmen Besitz Ihrer geehrten Zuschrift.“ — „Vorher erwarten wir noch einen Brief von Ihnen und indem wir Ihnen glückliche Reise wünschen, sind wir, auf das Vergnügen hin, bald Ihre werthe persönliche Bekanntschaft zu machen, hochachtungsvoll Ihre ergebenen Locke und Sohn.“ Alle diese Briefe versprechen eine zuvorkommende Behandlung, denkt Meyerhoff, während der Wagen schon über das holprichte Pflaster der bergigen Gassen rumpelt und sich in den Parterrefenstern der Häuser mit Pferden, Postillon und den herausschauenden Köpfen der Passagiere abspiegelt, daß es den Letzteren fast dünkt, als führe ein Doppelgänger des Postwagens immer nebenher durch die niedrigen Stuben und, die Wände durchbrechend, aus einer in die andere.

Auf dem Marktplatz hält die Post. Für die von dem Blättergrün der Promenaden lieblich sich abhebenden Monumente seiner Vaterstadt scheint der verwöhnte Großstädter hier auf keinen andern Ersatz rechnen zu dürfen, als auf den des Brunnens auf dem Markte — da steht allerdings Gott Neptun, aus Stein gemeißelt, aus einer Art Cigarrenpfeifchen den Wasserstrahl speiend, in der einen Hand den

Dreizack, die andre Hand abgebrochen, zu seinen Füßen, auf dem steinernen Rande des Brunnens, wächst Gras.

Meyerhoffs Vorstellung von dem Grundstücke seines Chefs ist jetzt von der Wirklichkeit zerstört; denn er steht eben vor dem stattlichen Hause selbst. Er tritt in die Hausflur. Eine junge Dame von etwa zwanzig Jahren, mit höchst einnehmenden und interessanten Gesichtszügen, ein liebliches achtjähriges Mädchen an der Hand, Beide in Hüten und Schleiern, tritt ihm entgegen. Sie unterhalten sich mit einander in französischer Sprache und gehen an ihm vorüber. In demselben Augenblick hört er Etwas klingen. Die Damen bemerken es nicht; sie treten eben auf die Straße. Auf der steinernen Flur zu Meyerhoffs Füßen blinkt etwas im lichten Sonnenschein, wie ein Stück Glas. Meyerhoff bückt sich und hebt einen zierlichen, kunstreich gearbeiteten Schlüssel auf.

„Meine selige Mutter," sagt er für sich, den Schlüssel betrachtend, „würde diesem Zufalle sofort eine Deutung untergegelegt haben; sie war abergläubisch, die alte Frau. Das ist der Schlüssel zu Deinem Glücke, mein Sohn! würde sie gesagt haben."

Eine von diesen Damen indessen hat den Schlüssel verloren, Meyerhoff geht nach der Thür zurück. Schon

sind Beide zu weit entfernt. Er will ihnen nicht nachgehen und behält den Schlüssel einstweilen an sich.

Meyerhoff betritt das Comptoir. HerrLocke ist nicht da, wird aber jeden Augenblick erwartet.

Man giebt ihm einen Stuhl. Er setzt sich und hat Muße, die sechs bis acht Collegen zu betrachten. Es befindet sich darunter keine einzige Physiognomie, die nur im Entferntesten einer der Vorstellungen, die er sich gemacht hat, entspräche.

Endlich tritt ein Herr ein, elegant gekleidet, eher klein als groß, mit kleinen, stechenden grauen Augen, einzelnen grauen Haaren, mit einem fahlen Teint und mit vielen Falten im Gesicht, die sich halb zu grießmäßigen, halb zu stolzen Zügen vereinigen. Die ganze Art und Weise, wie der Herr eintrat und die ersten Schritte im Comptoir that, ließ Meyerhoff darauf schließen, daß es Der sei, dem dieß Alles gehöre.

Er erhob sich von seinem Stuhle und machte eine tiefe Verbeugung.

Die ganze Art und Weise, wie der im Comptoir sitzende junge Mann sich erhob und eine Verbeugung machte, ließ Herrn Locke darauf schließen, daß es der Commis sei, den er heute erwartete.

Der Chef der Herrn Meyerhoff in Hochachtung ergebenen Firma Locke und Sohn schoß an diesem mit einem flüchtigen Kopfnicken vorbei, in die anstoßende Garderobe, in der er seinen Hut aufhing.

Das Vergnügen, Herrn Meyernhoffs werthe persönliche Bekanntschaft zu machen, bestand Seitens Herrn Locke's in einem mit abgewandtem Gesicht zwischen den Zähnen gemurmelten: „Wie geht es Ihnen?“ auf das er jedoch die Antwort nicht abwartete.

Meyerhoff wurde an das ihm bestimmte Pult gewiesen und, nachdem er aus Mühlbachs Händen einen Federhalter, einen Bleistift und ein Schächtelchen Stahlfedern in Empfang genommen hatte, war der Baum mit der Wurzel wieder eingegraben, war Meyerhoff, der einige Tage lang frei und ungebunden, als keines Menschen Diener, einen kleinen Theil der Welt durchreist hatte, wiederum der einfache Commis eines Handlungshauses.

Gegen Abend trat ein junger Bursche ins Comptoir; er hatte ein rußiges Gesicht und geschwärzte Hände und trug einen Bund Ditriche und Brecheisen in der Hand.

Meyerhoff sah einen blondhaarigen, blauäugigen Herrn, der einen blonden Schnurrbart trug und

Senftenberg genannt wurde, auf den Schlosserlehrling zuspringen und hörte ihn sagen:

„Gehen Sie oben hinauf, eine Treppe hoch die vorletzte Thür links."

Zum Buchhalter, der hinzugetreten war, sagte Senftenberg:

„Fräulein Marie hat heute den Schlüssel zu ihrem Schreibsecretaire verloren."

Meyerhoff entsann sich jetzt erst wieder des kleinen Fundes, den er gethan hatte; schon griff er in die Tasche, um den Schlüssel herauszunehmen, und ihn Herrn Senftenberg zu übergeben, als dieser den Buchhalter fragte:

„Meinen Sie nicht, daß man am besten thäte, das ganze Schloß umändern zu lassen?"

„Warum?"

„Es könnte ihn Jemand gefunden haben, der schlechten Gebrauch davon machte."

Mühlbach schüttelte lächelnd den Kopf und Senftenberg gab sich zufrieden.

Meyerhoff aber ließ den Schlüssel wieder in seine Tasche gleiten. Er fühlte sich nicht verletzt, aber er schämte sich, in den Augen Senftenbergs auch nur

einen Augenblick lang die Maske jenes Jemands getragen zuhaben, der von einem gefundenen Schlüssel schlechten Gebrauch machen könnte.

Geduldg wartete Meyerhoff den Augenblick ab, wo Herr Locke am Abend nach beendeter Zeitungslectüre sich in seine Wohnung zurückzog.

Kaum hatte der Chef die Thüre ins Schloß geworfen, als die Herren wild durcheinander schossen, um sich so schnell als möglich anzukleiden und das Freie zu gewinnen. Nur Einer blieb zurück, um sich des Fremden anzunehmen, und das war Senftenberg.

„Ich pflege eigentlich des Abends nicht auszugehen," sagte er zu Meyerhoff; „allein heute gereicht mir eine Ausnahme, um Ihnen Gesellschaft zu leisten, zu besonderem Vergnügen. Ich führe Sie an einen Ort, wo Sie schnell Bekanntschaften anknüpfen werden."

Senftenberg geleitete den neuen Collegen in einen Bierkeller. Eine zahlreiche, heitere Gesellschaft war dort bereits versammelt. An den Wänden waren allerhand drollige Wirthshausgeschichten abgemalt.

Beide setzten sich an einen kleinen Tisch apart. Einen großen Theil des Abends unterhielt Meyerhoff seinen Begleiter durch Mittheilungen aus seiner Heimath. Senftenberg, sehr erheitert von manchem

Abenteuer, das Meyerhoff ihm berichtete, sprach fleißig dem Glase zu. „Ich kann eigentlich nicht viel vertragen," äußerte er zu Meyerhoff, sobald er einen neuen Schoppen bestellte. Er machte sehr gefährliche Bewegungen mit seinem Stuhle, indem er diesen bald auf zwei, bald auf nur einem Beine stehen ließ. Zu jeder Bemerkung lachte er und schlug mit der Hand auf den Tisch.

Meyerhoff benutzte eine im Gespräch eingetretene Pause zu der Frage:

„Wer ist Fräulein Marie?"

„Par—bleu," rief Senftenberg begeistert, „woher kennen Sie schon Fräulein Marie?"

„Ich begegnete in der Hausflur einer jungen Dame. Im Laufe des Tages hörte ich von Fräulein Marie sprechen, woraus ich mir den voreiligen Schluß bildete, daß jene Dame und diese Fräulein Marie synonym seien."

„Sie haben das Rechte getroffen. Haben Sie Fräulein Marie richtig angesehen? Gefällt sie Ihnen?"

„Eine sehr interessante Erscheinung."

„Ob sie es ist," rief Senftenberg, den neuen Collegen mit kleinen verschmitzten Augen ansehnend.

„Ist es eine Tochter des Herrn Locke?"

„Nein, die Gouvernante der Nichte des Herrn Locke. Und — soll ich ihnen noch etwas sagen —" Senftenberg erhob sich, daß sein Stuhl hinter ihm mit großem Lärmen zu Boden fiel, lehnte sich über den Tisch zu Meyerhoff hinüber und flüsterte diesem ins Ohr: „meine Geliebte."

„Ich gratulire," entgegnete Meyerhoff, und nun erzählte Senftenberg genau ausführlich die ganze Geschichte seiner Liebe.

„Sie ist höchst geistreich," versicherte er seinem Begleiter, „Sie sollten nur die Briefe lesen, die sie mir geschrieben hat; denn auf Briefe ist unser Hauptverkehr nun eben beschränkt, obwohl wir einander gegenüber wohnen. Nur mitunter des Sonntags, wenn Herr Locke mit seiner Familie ausgefahren und Marie durch Vorschützen von Unwohlsein u. s. w. der lästigen Pflicht, die Herrschaften begleiten zu müssen, glücklich entbunden ist — da husche ich hinüber und die Treppe hinauf, und in dem sogenannten „blauen Salon" erwartet mich schon meine Marie zu süßem Geplauder, während ein Dienstmädchen draußen Schildwache steht. So unangenehm meine Stellung ist, diese Sonntagsnachmittage lassen mich alles verschmerzen."

„Stammt sie aus guter Familie?"

„Sie ist die Tochter eines unbemittelten Beamten."

„Hat sie reiche Verwandte, die sie einst beerben wird?"

„Nein."

„Also nur ein Abenteuer," äußerte Meyerhoff lachend.

Senftenberg überhörte diese Bemerkung.

„Marie hat eine kleine Eigenthümlichkeit an sich," fuhr er fort, „die mich mitunter unangenehm stört. Sie fürchtet nämlich nichts so sehr, als daß unser Verhältniß Herrn Locke entdeckt werden könnte. Als eines Sonntag Nachmittags, während wir gerade auch im blauen Salon saßen, unten ein Wagen vorfuhr, überrfiel sie eine solche Angst, daß sie auf die Knie niedersank und laut betete. Ihre Befürchtung, Herr Locke könne mit seiner Familie unvermuthet zurückgekehrt sein, war unbegründet; denn es war eine Kindtaufskutsche, in welcher ein Dienstmädchen abgeholt wurde. Demungeachtet konnte sie ihre einmal rege gewordene Angst nicht bemeistern, sie drang so inständig und so lange in mich, bis ich sie verließ und wieder nach meiner Wohnung hinüberging. Ich ließ mich nicht am Fenster sehen, wie sie

es gewünscht hatte, ich war ärgerlich und suchte in sehr trüber Stimmung das Freie. Am nächsten Abend setzte ich mein Schmollen fort, indem ich mein Clavier öffnete und statt ihrer Lieblingsstücke unausgesetzt Tonleitern spielte. Auch sah ich nicht nach ihrem Fenster hinüber. Die Folge davon war, daß ich von Marie einen langen Brief erhielt, worin sie mich in warmen, rührenden Worten um Verzeihung und Nachsicht bat. Und so waren wir wieder vereinigt. Doch Mariens Furcht, die sie selbst ihrer Nervenschwäche zuschreibt, wird aufhören, sobald mir meine Verhältnisse gestatten, das ganze Geheimniß dem Manne, vor dem es jetzt noch am sorgfältigsten gehütet sein muß, gerade zu enthüllen, und —"

„Was?" rief Meyerhoff erstaunt —

„Und" fuhr Senftenberg unbekümmert fort, „Marie vor aller Welt für meine Braut zu erklären."

„Sie wollen sie wirklich heirathen?" frug Meyerhoff mit ungläubigem Lächeln.

„Warum nicht?" war Senftenbergs erstaunte Gegenfrage.

„Dann setze ich voraus, daß Ihre Vermögensverhältnisse Ihnen gestatten, bei der Wahl einer Gattin Ihr Herz sprechen zu lassen."

„Ich selbst besitze keine Mittel.“

„Mit einer solchen Heirath wird für Sie Vieles, Vieles zu sein aufhören, woran Sie sich sonst freuen konnten,“ sagte Meyerhoff zu Senftenberg. „Es ist eine Mißheirath. Mit einer Heirath, wie sie sein soll, darf weiter nichts aufhören, als die freie Wahl. Im Uebrigen muß sie die Freuden des Lebens vermehren, statt sie zu vermindern.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Das heißt, meine künftige Gattin müßte mir zu dem Wenigen, was ich habe, noch hinzubringen, was mir gefehlt hat.“

Senftenberg schüttelte fremd den Kopf.

„Ich werde mir die Fesseln des Ehestandes nur dann anlegen,“ ergänzte Meyerhoff unter einem feinen, fast verächtlichen Lächeln, „wenn sie von Gold sind.“

Diese Worte hörte Mühlbach, der, Beide grüßend, eben an dem Tische, wo dieß Gespräch geführt wurde, vorüberging. Er schüttelte lächelnd den Kopf. „Fesseln anlegen — Ehestand —,“ dachte er bei sich, „ich lasse mich hängen, wenn Senftenberg dem Fremden nicht schon seine Liebesgeschichte anvertraut hat.“

Senftenberg aber schilderte seinem Nachbar mit flammender Begeisterung das eheliche Glück, das

seiner in Mariens Armen wartetete. Jenes Glück, das alle Schätze der Erde entbehrlich mache, jenes Glück der Zufriedenheit, das nie im Palast des Reichen, sondern nur in der Hütte der Armuth gefunden wird, jenes Glück, das im Besitze eines geliebten Wesens wurzelt. „Geld und Reichthum sind tausendfach auf der Erde vorhanden," schloß Senftenberg, „aber meine Marie ist nur einmal da, und wenn sie mit ihrer herrlichen Seele, mit ihren strahlenden Augen, mit ihrem lieben Angesicht, mit ihrer Nymphengestalt und mit ihrem von Liebe und Hingebung für mich erfüllten Herzen einst ganz mein gehört, um immer bei mir zu sein, niemals von mir zu gehen, so habe ich das Höchste gefunden, was ein Mensch finden kann, so habe ich — es klingt klein, aber es bedeutet viel — den Geist meines Lebes ergründet und den wahren Ausdruck dafür gefunden. O die Erschaffung des Weibes war die herrlichste Idee des Schöpfers, Gold und Edelsteine sind nur ihr äußerer, entbehrlicher Schmuck."

Meyerhoff hatte den Sprecher starr angeblickt. Ein feinerer Beobachter als Senftenberg würde gegrübelt haben, ob in diesem starren Blicke festgebannte Aufmerksamkeit oder Abwesenheit läge.

Meyerhoff zerdrückte, als Senftenberg geendet hatte, in seinem Auge eine Thräne. Ein feinerer Beobachter, als Senftenberg, würde sich gefragt haben, ob diese Thräne eine Thräne der Rührung oder nur eine Folge der physischen Anstrengung des Auges sei.

Senftenberg aber ergriff Meyerhoffs Hand drückte sie fest und sagte:

„Wir sind einverstanden!"

Meyerhoff nickte. Dann gingen Beide.

Als Senftenberg, der den neugewonnenen Freund bis an die Thür seines Gasthofs begleitet hatte, allein nach Hause ging, murmelte er für sich: „Er ist ein guter Kerl, aber ein Bischen weich!"

Meyerhoff dachte, als er längst im Bette lag, über die verschiedenen neuen Eindrücke nach, die sich ihm am heutigen Tage, einem Wendepunkte seines Lebens, aufgedrängt hatten. Jede einzelne Stunde dieses Tages, von der Reise im Postwagen bis zu dem letzten Schoppen, den er im Bierkeller geleert hatte, zog noch einmal an seinem Geiste vorüber. Deutlich sah er alle neuen Gesichter vor sich, die er heute kennen gelernt hatte, das Gesicht seines Chefs, das Gesicht eines Jeden seiner Collegen und auch das Gesicht der Gouvernante. Bei dem letzteren Ge-

sicht verweilte seine Phantasie, er sah den Angstschweiß auf dieses Gesicht treten, er sah die bebenden Lippen jenes Gebet stammeln, von dem ihm Senftenberg erzählt hatte. Er wurde die Erinnerung nicht wieder los, daß sie vor dem Gedanken, Locke könne sie in ihrem Verkehr mit Senftenberg überraschen, in die Knie gesunken war und laut gebetet hatte.

Capitel 3.

Ein Doppelposten.

Meyerhoff findet sich allgemach in seiner neuen Stellung zurecht. Es ist einer der unbedeutendsten Posten im Comptoir, den er über sich hat, aber er steht ihm tüchtig vor und läßt sich nie eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen.

Man glaubt seinem ganzen Wesen anzumerken, daß er bisher unter sehr gedrückten Verhältnissen gelebt habe. So schwierig allen Uebrigen die Existenz in dem Hause des launischen, unter den arbeitenden Classen der Stadt als Tyrann verschrienen Chefs erscheint, so geduldig trägt Meyerhoff

sein Loos, das vielleicht gegen sein früheres ein goldenes ist. Er wagt nie in die Klagen seiner Collegen einzustimmen, er schweigt zu allen Vorwürfen, die sie auf Lockes Haupt häufen, wie ein Grab.

„Ich habe den schlimmsten Posten,“ äußerte einst Senftenberg gegen Meyerhoff, „ich unterstütze Herrn Locke bei Durchsicht der Waaren, die von den Webern abgeliefert werden. Ich bin streng angewiesen, den geringsten Fehler, den ich in einem einzelnen Stück entdecke, durch einen hohen Abzug am Lohne zu rügen. Auf der einen Seite, wenn ich der mir innewohnenden Humanität folge, droht mir der Verlust meiner Stelle; auf der andern Seite helfe ich das Elend der Weber vermehren. Wenn Marie nicht wäre — ich hätte längst schon mein trauriges Amt niedergelegt. — Ich thue zu Gunsten der Arbeiter, was ich thun kann; an dem Namen, den man ins Geheim diesem Hause beilegt, habe ich keinen Antheil! Die Unzufriedenheit meines Chefs mit meinen Leistungen ist mein Trost.“

„Welchen Namen legt man denn diesem Hause bei?“ frug Meyerhoff.

„Man nennt es“ — Senftenberg blickte vorsichtig umher, um sicher zu sein, daß Niemand das

Gespräch belauschte; — dann flüsterte er Meyerhoff ins Ohr: „man nennt es das Blutschlößchen.“

Meyerhoff verzog keine Miene. Sein Schweigen drückte deutlich aus, daß er mit der Sache nichts zu schaffen haben wollte.

Niemand trug die Launen des Chefs mit der Geduld, wie Meyerhoff, und da er sich außerdem willig jeder Arbeit unterzog, so benutzte dieß Herr Locke, das Gebiet seiner Pflichten zu erweitern, so daß Meyerhoff endlich für Zwei arbeitete und seinem Chef die Besoldung eines Commis ersparte. Meyerhoff blieb nicht nur halbe Nächte arbeitend allein im Comptoir zurück, sondern er nahm auch noch Arbeiten mit nach Hause.

Alles dieß war Grund genug für Meyerhoffs Collegen, sich von ihm zurückzuziehen. Auch hielt sich Meyerhoff selbst in gemessener Entfernung. Dabei blieb es jedoch nicht, Meyerhoff begann jetzt eine neue Seite seines Wesens zu entfalten, wodurch er sich geradezu den Haß der Uebrigen zuzog. Er begnügte sich nicht mehr mit der Neutralität, die er bis jetzt dem gefürchteten Chef gegenüber beobachtet hatte, er suchte diesem sogar auf Un=

kosten der von dem übrigen Personal nur mühsam behaupteten Rechte zu gefallen.

Der Winter schien in diesem Jahre mit ungewöhnlicher Strenge auftreten zu wollen. Es war Anfangs November und schon lag Berg und Thal in tiefen Schnee gehüllt; an den Dächern hingen starrende Zapfen, Eisblumen machten die Fenster undurchsichtig und auf der festgefrornen Oberfläche des Flusses vergnügten sich bereits die Schlittschuhläufer. Wurde die schöne Sommerzeit dem Comptoirpersonal Locke's vielfach dadurch verkümmert, daß es den größten Theil der lockenden Abende im dumpfen Comptoir hinbringen mußte, so brachte der Winter ein noch größeres Leiden. Herr Locke, dem es auf einige hundert Thaler nicht ankam, wenn es galt, ein schönes Pferd einzutauschen, der zur Verschönerung seines Gartens oder seiner Familienwohnung Tausende nicht scheute, war geizig, wenn es sich um Kleinigkeiten handelte, die dem Wohle seiner Familie ferner lagen. Nichts brachte ihn mehr außer Fassung, als im Winter eine behagliche Wärme im Comptoir.

An einem eisig kalten Novembermorgen stand das ganze Comptoirpersonal um den Ofen, der nur eine sehr mäßige Wärme verbreitete. Nur Meyer=

hoff saß hinter seinem Pulte am Fenster und schrieb mit roth gefrornen Fingern in seiner Strazze. Mühlbach, der von Allen gegen die Kälte am empfindlichsten war und mit emporgehobenen Rockflügeln dem Ofen am nächsten stand, äußerte zähneklappernd:

„Meine Herren, wenn Sie Lust haben, Ihre Gesundheit zu opfern, so thun Sie es; ich für meinen Theil scheue mich nicht, auf die Gefahr hin, Herrn Locke's Zorn auf mich zu laden, den Ofen mit reichlicherem Material zu versehen."

Mühlbach rief den Markthelfer und befahl ihm, einen Korb Holz zu bringen.

Die Anderen waren über den Muth des Buchhalters erstaunt. Seiner Stellung wegen, von welcher die Ernährung seiner zahlreichen Familie abhing, suchte er mit seinem Chef so viel als möglich in Frieden zu leben. Wie einen Andern aber gewöhnlich nur die Hitze zu verleiten pflegt, einen Schritt zu thun, der über die Schranken seiner normalen Seelenstärke hinaus geht, so machte den Buchhalter die Kälte zum Helden. Mühlbach legte von dem frisch ankommenden Holze sogleich einige Stücke eigenhändig in den Ofen.

„Ich finde es so sehr kalt gerade nicht," ließ sich Meyerhoff vernehmen.

„Von Ihnen glaube ich sogar, daß Sie schwitzen," rief ihm Mühlbach, dessen Gesicht eine leichte Zornröthe überflog, zu. „Ich weiß auch, wem zu Liebe Sie schwitzen. — Ich für meinen Theil friere und dabei bleibts — oder auch nicht," schloß Mühlbach in gereiztem Tone und legte auf der Stelle noch einige Scheite nach, während die um den Ofen versammelten Herren in lautes Gelächter ausbrachen. —

Nach einiger Zeit kam Herr Locke. Es herrschte keine auffallend warme Temperatur im Comptoir. Aber von einer gewissen Gegend her leuchtete Anfangs klein, dann immer größer werdend ein rother Schein. Herr Locke blickte hin: der Ofen glühte. Und nun begann auch Herrn Locke's Gesicht zu glühen und auf der Stirne zuckte die aufgeschwollene Zornader wie ein blauer Blitz.

Mit Donnerstimme fragte er nach dem leichtsinnigen Verschwender, nach dem Urheber dieser Höllengluth. Alles schwieg, während Herr Locke, der jetzt plötzlich die Hitze unerträglich fand, sich den zugeknöpften Rock aufriß. Ein Gleiches that er mit der Weste, und da ihm nun nichts mehr aufzuknöpfen übrig

blieb, so zog er sein weißes Taschentuch heraus und wischte sich damit den Schweiß von der trockenen Stirn. Meyerhoff aber kletterte auf ein Fensterbrett und öffnete die oberen Fensterflügel, daß der eisige Winterhauch im sichtbaren Kampfe mit der hinausziehenden Ofenwärme hereindrang und dem Buchhalter sämmtliche Scripturen durcheinander wehte.

„Niemand anders als ein Lehrbursche ist solcher dummen Streiche fähig," grollte Herr Locke, „deshalb bitte ich Sie," wandte er sich bedeutsam an Mühlbach, „als den Aeltesten im Comptoir, Carl'n strenger zu beaufsichtigen."

Noch immer nicht zufrieden mit der jetzt mehr als zu sehr gemäßigten Temperatur im Comptoir, ging Herr Locke nach diesen Worten hinaus, um im Hofe auf und ab zu promeniren.

„Auf den Sack schlägt man," brummte der unschuldig gekränkte Carl, „und den Esel meint man."

Dem Buchhalter jedoch entging diese anzügliche Aeußerung, denn er stand bereits auf dem Fensterbrett und war angelegentlich beschäftigt, die obern Fensterflügrl wieder zu schließen.

An diesem Tage nahm Herr Locke eine Gelegenheit wahr, mit Meyerhoff unter vier Augen zu sprechen.

„Wie sind Sie mit Ihrer Stellung zufrieden?" fragte er in einem Tone, der, aus dem Munde des Chefs, jeden Andern als Meyerhoff überrascht haben würde.

„Ich danke Ihnen," entgegnete Meyerhoff, den forschenden Blick auf Herrn Locke gerichtet, „sie läßt mir nichts zu wünschen übrig."

„Ich werde Ihnen von künftigem Monat an Gehaltszulage geben."

Meyerhoff verbeugte sich.

„Wie vertragen sich Ihre Collegen mit Ihnen?"

„Ich kann nicht klagen."

„Sie *wollen* nicht klagen. Sagen Sie mir in Allem die Wahrheit. Sie bilden, der Anmaßung und Unbescheidenheit der heutigen Jugend gegenüber, von der leider auch ältere Leute sich anstecken lassen, eine so rühmliche Ausnahme, daß es Ihnen an Anfechtung von Seiten Ihrer Collegen unmöglich fehlen kann."

„Erlassen Sie mir, Sie mit kleinen Händeln, welche abzuwehren mir ein Leichtes ist, zu behelligen. Sie haben ohnedieß Aerger und Sorge genug."

„Gerade soviel, um mich auch Ihrer noch annehmen zu können. Stößt Ihnen Etwas zu, so wenden

Sie sich an mich. Es darf Ihnen von Niemandem Unrecht geschehen; hierüber zu wachen ist für mich Ehrensache. Verstanden?"

Meyerhoff verneigte sich und wollte gehen.

„Noch Eins!" rief Herr Locke ihm zu und Meyerhoff trat näher, während jener ein Stück Papier zur Hand genommen hatte, das er in alle möglichen Formen brach.

„Ist Ihnen noch nichts aufgefallen?" fragte Herr Locke mit einer leisen, tiefen Stimme. „Ich meine, ein Verhältniß zwischen zwei Personen, die Beide diesem Hause, wenn auch in ganz verschiedenen Stellungen, angehören."

Locke bemerkte in Meyerhoffs Augen ein eigenthümliches Blitzen. Er schien sich zu besinnen. Nach einem Weilchen sagte er:

„Ich weiß nicht, wodurch ich mich so ehrendem Vertrauen dankbar bezeigen kann."

Herr Locke winkte ablehnend mit der Hand.

„Nicht wahr," fuhr er fort und Meyerhoff, der keinen Blick von dem Gesichte seines Chefs abwandte, bemerkte, wie dieses von einer leichten Blässe überflogen ward, „nicht wahr, es ist Ihnen schon auf-

gefallen, daß sich zwei Personen in diesem Hause lieben?"

„Wie könnte mir das auch entgangen sein?" äußerte Meyerhoff in verbindlichem Tone, fest sein Auge auf Locke's Gesicht gerichtet, das immer blässer und blässer wurde.

„Und glauben Sie, daß diese Liebe eine gegenseitige ist? Glauben Sie, daß sie ihn wieder liebt?"

„Oft haben Fremde dafür ein schärferes Auge, als die Betheiligten selbst," gab Meyerhoff zur Antwort, und Locke begegnete, als er gespannt zum Sprecher aufsah, einem so durchbohrenden Blicke, daß er sein Auge schnell wieder abwandte. „Soll ich sagen, was ich als Fremder beobachtet habe, so liebt sie ihn wieder." —

Herrn Locke's Hände zitterten, das Stück Papier, mit dem er gespielt hatte, fiel zu Boden.

„Mit der ganzen Gewalt ihres Herzens — liebt ihn wieder," fuhr Meyerhoff begeistert fort, während er auf dem kreideweißen Gesicht Locke's die blauen Adern zu Tage treten sah, „wie nur eine Gemahlin ihren Gatten lieben kann."

Außer sich sprang Locke von seinem Stuhle auf und rief mit kreischender Stimme dem Sprecher zu:

„Wen liebt sie?"

„Wen anders als Sie?" antwortete Meyerhoff mit erkünsteltem Erstaunen. „Mein Gott, ich hoffe nicht zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben zu haben; wen anders liebt Ihre Frau Gemahlin so hingebend, so heiß — als Sie?"

„Sie sind ein —" Locke sprach das Wort, das er auf der Zunge hatte, nicht aus. Sein Blick begegnete jenem eigenthümlichen Blitze in Meyerhoffs Augen noch früh genug, um hinter der Maske der Dummheit das ausgesprochenste Raffinement zu erkennen. Mit einem gewaltsam erzwungenen launigen Lächeln ergänzte er: — „sonderbarer Mensch," und entließ ihn freundlich. —

Meyerhoff ging. Er kniff die Lippen zusammen und dachte an jenen Sonntag-Nachmittag, wo die Gouvernante vor dem Gedanken, Herr Locke könne unvermuthet zurückgekehrt sein, auf ihre Knie gesunken war und laut gebetet hatte.

Capitel 4.

Der Erbfolger.

Seit mehreren Tagen schon ist es in Locke's Hause sehr still zugegangen. Die Treppen sind überall mit Teppichen belegt; an jeder Thür ist eine Einrichtung getroffen, daß sie sich, selbst von unvorsichtiger Hand regiert, leise und unhörbar schließt. Herr Locke geht mit bekümmerter Miene umher und Jeder sucht ihm auszuweichen. Halbe Tage ist er im Comptoir gar nicht sichtbar. Er hält sich oben in seiner Familienwohnung auf, wo es noch viel stiller hergeht, als unten. Zwei Aerzte kommen täglich mehrere Male, mitunter wird auch in der Nacht zu ihnen geschickt. Wenn auf dem Corridor ein Dienstmädchen dem andern begegnet, flüstert stets die Eine, die eben aus einem gewissen Zimmer tritt: „Er wird wahrscheinlich sterben!" Vor wenig Monden erst hallten derselben Person wegen, die im ganzen Hause Alles jetzt so still macht — diese Räume wieder, von dem Jubel zahlreich geladener Gäste, und die Treppen, die, jetzt mit Teppichen belegt sind, waren an einem ge-

wissen Tage mit Guirlanden und Kränzen behangen. Das war am Tauftage des kleinen Locke. Seine Geburt wurde festlicher begangen, als die glänzendste Hochzeit, und in den Räumen eines Fürstenpalastes, wo ein erwachsener Thronerbe mit dem Tode ringt, kann keine drückendere Schwüle herrschen, als jetzt in dem Fabrikanten-Hause, seit der Säugling hoffnungslos an einer jener Krankheiten darniederliegt, die so vielen zarten Kindern die Leiden und Freuden menschlichen Daseins abschneiden. Die Todtenstille im ganzen Haus war nur ein Mal unterbrochen worden: Madame Locke hatte zu ihrem Gemahl unter wehmüthigen Thränen geäußert: „Ich bin gefaßt, daß Gott ihn wieder zu sich nimmt.“ Diese Resignation war Herrn Locke fremd und unheimlich. Er warf seiner Gemahlin einen wilden Blick zu, stampfte heftig mit dem Fuße und ließ sie allein.

Eines Tages war Alles noch viel stiller im Hause. Man sprach nicht in gedämpftem Tone mehr, sondern man flüsterte; man traute der die Schritte dämpfenden Eigenschaft der Teppiche nicht mehr, sondern schlich auf den Zehen über diese hinweg. Nur ein Schritt wandelte fest und unbefangen über die Teppiche und schallte laut in einem stillen

Zimmer wieder, in demselben Zimmer, in dem der Erbfolger lag — der Schritt der Leichenfrau. — —

Locke's Haus gegenüber stehen eine Menge Frauen und Kinder, die neugierig nach der geöffneten Hausthür und nach den Fenstern des ersten Stockwerks schauen. Ganz denselben Anblick gewährte diese Gegend vor wenig Monden, wo eine gaffende Volksmenge die glänzenden Equipagen zählte, die donnernd hier vorfuhren. — Ganz dieselben Equipagen stehen heute still und düster die Gasse entlang, — still, bis auf den ungeduldigen Hufschlag der Rosse, welche die Bewandtniß des Weges, den sie jetzt vor sich haben, nur in dem kurzgehaltenen Zügel empfinden werden.

Endlich schwankt er heraus, der kleine Sarg, reich mit Silber und mit Blumen geschmückt, und während er langsam vorauszieht, fährt Wagen auf Wagen an der Hausthüre vor und von den Einsteigenden sieht man nur die Füße. — Wie dunkle Schatten, gleiten die Equipagen an den Fenstern des Comptoirs vorüber — wie dunke Schatten, denn die im Solde des gebeugten Vaters stehenden Herren besitzen den Tact, ihre Augen auf ihre Arbeit zu richten, anstatt, jener neugierigen, unbetheiligten

Menge gleich, die Gesichter nach dem Leichenzuge zu wenden. Der Zug ist vorüber, die Volksmenge gegenüber ist verschwunden, um ihn nach dem Friedhofe zu begleiten.

Im Comptoir herrscht tiefe Stille, — nicht die Stille einer erschütterten Theilnahme, sondern die Stille der Ceremonie. Im Geheimen denkt wohl fast Jeder bei sich: „Es sind schon viele Kinder gestorben, Kinder, deren Väter bemitleidenswerther waren, als gerade dieser. Welche Ostentation um den Tod eines Säuglings! Wer weiß, wie viele Menschen er, gleich seinem Vater, einst geknechtet haben würde, wenn er am Leben blieb.“ Die herrschende Stille wurde durch den naiven Lehrling, Carl, unterbrochen.

„Es ist ein eigenthümliches Gefühl,“ sagte er, „wenn man einen Mann, der Einem sonst selbst Thränen verursacht hat, weinen sieht.“

„Wen meinen Sie?“ fragte Mühlbach.

„Herrn Locke,“ war die Antwort.

Alle schwiegen. Viele lächelten verstohlen.

Carl, der das Stillschweigen, womit seine Bemerkung übergangen ward, kaum empfand, noch weniger verstand, fuhr nach einer Weile fort:

„Am meisten aber weinte Jemand, der am wenigsten Ursache hat, über den Tod eines künftigen Erben zu weinen."

Tiefes Schweigen.

„Der Jemand, den ich meine," sprach Carl nach einer Pause weiter, „saß im zweiten Wagen."

Wieder schwiegen Alle, aber Jeder suchte sich ins Gedächtniß zurückzurufen, wer in dem zweiten der Schattenwagen gesessen haben konnte.

„Ich meine Clärchen, die Nichte Herrn Locke's," fügte Carl nach einer neuen Pause hinzu.

Meyerhoff schien den eben geschilderten Vorgängen im Comptoir keine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, trotzdem fragte er jetzt den Lehrling:

„Was berechtigt Sie zu dieser Annahme?"

„Nun," entgegnete Carl, „weil sie doch jedenfalls die Universalerbin ihres Oheims wird, wenn dieser kinderlos bleibt."

„Davon verstehen Sie nichts," rief Meyerhoff scheinbar verächtlich. Mit einem Seitenblicke auf den Buchhalter fügte er hinzu: „Herr Locke hat noch hundert andre Verwandte mit gleichen Ansprüchen an seine Hinterlassenschaft."

Im Geiste hing Meyerhoff an Mühlbachs Lippen, in dessen dichtester Nähe er sich jetzt zu schaffen machte. Er wußte, daß er jetzt in das Gehirn des Buchhalters eine Brandrakete geworfen hatte, er wußte, daß die eben aufs Gerathewohl ausgesprochene Behauptung von diesem, dem Geschäfte schon seit mehr als einem Decennium dienenden, mit allen Verhältnissen des Hauses und der Familie vertrauten Veteran beistimmend oder widersprechend beantwortet werden würde.

„Herrn Locke's Verwandtschaft," begann endlich Mühlbach, indem er sich von seinem Platze erhob und nach dem Ofen ging, um das Feuer anzuschüren, — „Carl," rief er dem Lehrling zu, „sagen Sie doch dem Markthelfer, er solle Holz hereinbringen, aber schnell, ehe Herr Locke vom Kirchhofe zurückkehrt."

Mühlbach suchte die letzten Holzstückchen und Splitter aus dem Holzkorbe zusammen und bemühte sich ängstlich, dieselben unter die nur noch glimmende Masse im Ofen zu vertheilen, daß die vorhandene Gluth sich von diesen Fragmenten wenigstens so lange nähren konnte, bis der neue Holzvorrath ankam.

„So thun Sie doch, Carl, wie Ihnen Herr Mühlbach geheißen hat," donnerte Meyerhoff den

Lehrling an, der ruhig sitzen geblieben war und mit einem Blicke der Verwunderung auf Meyerhoff sich jetzt schnell auf den Weg machte. Damit war jedoch bei Mühlbach das alte Gleichgewicht, das zur Wiederaufnahme des vorhin abgebrochenen Gesprächs nöthig war, noch nicht hergestellt, denn der Buchhalter war besorgt, daß der Bringer des neuen Holzvorraths in der Hausflur mit Herrn Locke zusammentreffen möchte und blickte in ängstlicher Erwartung nach dem Fenster.

„Also was wollten Sie sagen, Herr Mühlbach?" fragte Meyerhoff.

Mühlbach antwortete nicht, sein abwesender Blick schweifte nach dem Fenster.

„Herr Mühlbach!" raunte Meyerhoff dem Buchhalter zu, „vergessen Sie Ihre Rede nicht, ich hatte Sie, glaube ich, unterbrochen."

Mühlbach wandte sich um und sah den Sprecher mit abwesendem Blicke an. Als hätte er Etwas versäumt, drehte er den Kopf schnell wieder nach dem Fenster und fragte Meyerhoff:

„Fuhr da nicht eben ein Wagen vorbei?"

Inzwischen trat jedoch der Markthelfer, den Korb bis über den Rand mit Holz gefüllt, durch die Thür und, nachdem er im Ofen unter Mühlbachs Leitung

gehörig aufgeschüttet hatte, verließ der Buchhalter seinen Posten am Ofen und kehrte unter vergnügtem Händereiben, wie eine Mutter, die ihr Kind nach langem Mühen in festen Schlaf gewiegt hat, beruhigt an seine Arbeit zurück.

„Was wollten Sie vorhin sagen?" wiederholte Meyerhoff leise seine Frage.

„Wovon sprachen wir denn?"

„Ich habe es selbst vergessen, ich erinnere mich nur, daß Sie sagten, — Herrn Locke's Verwandtschaft."

„Herrn Locke's Verwandtschaft," recitirte der Buchhalter mit nachdenkend zur Decke emporgerichteten Augen; „ja richtig, Herrn Locke's ganze Verwandtschaft beschränkt sich nur auf diese einzige Nichte. Sie ist Schwesterkind von Madame Locke und auch deren einzige Verwandte."

„Nun — und —?"

„Nun, und dieser fällt einst das ganze Vermögen zu."

„Das glaube ich doch kaum," warf Meyerhoff mit der ganzen Gleichgültigkeit hin, mit welcher man Dinge, die Einen wenig interessiren, bespricht.

„Auf Ehre!" rief Mühlbach fast gereizt.

„Meinen Sie wirklich?"

„Es verhält sich schlechterdings nicht anders."

„Aber wie dann, wenn Herrn Locke's Ehe wieder mit einem Kinde gesegnet wird?"

„Dann erhält die Nichte einen gleichen Antheil mit diesem Kinde, so steht es in Herrn Locke's Testament. Das weiß ich, weil Herr Locke selbst kein Geheimniß hieraus gemacht hat, um seiner Nichte in den Augen der Welt die Stellung einzuräumen, die sie einnimmt."

„Ein sehr edler Zug von Herrn Locke," bemerkte Meyerhoff.

„Ah!" rief Mühlbach, „Leute, die es mit dem Wohle Fremder weniger genau zu nehmen scheinen, sind oft in ihrem eigenen Familienkreise die zärtlichsten Menschen."

„Und diese Nichte," rief Carl laut über das ganze Comptoir und schlug mit der Faust auf sein Pult, „muß meine Frau werden! Punctum!"

Das ganze Personal schlug ein schallendes Gelächter auf. Meyerhoff aber wandte sein Gesicht nach dem Fenster und das Gesicht war roth geworden, wie das rothe Löschblatt, das er zwischen den Fingern zu einer Kugel zusammendrückte. Die Aeu-

ßerung des Lehrlings klang in seinem Innern wieder — wie der Schuß aus einer Flinte, die er heimlich geladen hatte und, von der Hand eines unvorsichtigen Knaben abgefeuert, plötzlich krachen hört. So stand er noch am Fenster, als eine Equipage langsam vorfuhr. Herr Locke stieg aus mit seiner Nichte. Starren Auges verfolgte Meyerhoff das Kind, bis er es nicht mehr sehen konnte.

Capitel 5.

Eine Gedankenkette.

Wie schon oft, seit Meyerhoffs Eintritt in das Geschäft, sah man auch heute, zur späten Abendzeit, durch die Ritzen der Comptoirläden Licht schimmern. Meyerhoff war wieder allein zurückgeblieben. Aber er arbeitete nicht — er saß an seinem Pulte, in tiefes Sinnen versunken. — So saß er schon seit Stunden. Er beschäftigte sich mit dem Glücke Desjenigen, der einst Clärchens Hand erhalten wird. Irgend ein junger, reicher, angesehener Mann wird sie erhalten. Wo mag er jetzt weilen, dem sie im

Geheimbuche der Geschicke bestimmt ist? Noch kennen Beide sich nicht. Noch schläft in ihren Herzen der Funke der Liebe. — Liebe? hier liegt eine Wendung! Der wird Clärchens Hand erhalten, den sie liebt! Sie wird ihn auf einem Balle, auf einer Badereise kennen lernen. Dann ist ja die Liebe das Werk eines Augenblicks. Clärchen wächst gewiß einst zu einem schönen Mädchen heran. Wenn das kleine, allerliebste Gesicht, das wie gemalt aussieht, einst die verständigen, eigenwilligen, stolzen Züge jungfräulicher Reife erhalten haben wird — wenn aus dem dunkelblauen großen Auge einst der gebildete Geist und die Anmuth des Herzens hervorleuchten wird — und dazu, gerade wie schon jetzt — über der Stirn und um die Schläfe sich die braunen Löckchen ringeln bis in den Nacken hinab, — wer sollte nicht auf der Stelle von ihr bezaubert werden? Aber nicht Jeder, dem dieser Zauber das Herz versengt, kann ihr Gemahl werden. Nur Einer, — den sie wiederliebt. Und dieser muß sich durch Etwas auszeichnen, das die spröde Schöne fesselt — durch Liebenswürdigkeit, Männlichkeit — durch eine stattliche Figur, wie zum Beispiel Meyerhoff sie hat, der jetzt an den Comptoirspiegel tritt und darin ein regel-

mäßig gebildetes Gesicht sieht. Ueber die rothen Wangen bis zum Kinn hinab zieht sich eine ganze Milchstraße winziger schwarzer Pünktchen hin: der Ansatz zu einem starken Barte, der so rabenschwarz wird, wie das üppige Haar über der etwas niedern Stirn. Welchen Zauber übt solch ein Bart auf das schöne Geschlecht aus! Welchen Zauber aber erst das Lächeln mit halbgeöffnetem Munde, aus welchem zwei Reihen blendend weißer Zähne wie Perlen hervorblitzen! Und die zarte, weiße Hand, mit den schmächtigen Fingern, und der Accent und Wohllaut der reinen norddeutschen Aussprache, den man hier allgemein bewundert! Ein solcher Mann könnte schon unwiderstehlich sein; daß er es Andern bereits gewesen ist, kann mehr als Eine bezeugen. — Wer freilich bürgt für Clärchens einstige Geschmacksrichtung? Man sagt, daß Gewohnheit zur Anhänglichkeit und Anhänglichkeit zu Liebe werden kann. Meyerhoff erinnert sich eines armen Clavierlehrers in seiner Vaterstadt, der eine seiner reichsten Schülerinnen geheirathet hat. Sie war ein Kind, wie Clärchen, als der junge Musiker seinen Unterricht begann. Das Kind gewöhnte sich während der Reihe von Jahren, wo es seine Schülerin war, so an ihn, daß die Jungfrau

sich nicht wieder von ihm trennen konnte. Die Eltern wollten die Heirath nicht zugeben, das Mädchen verfiel in Trübsinn; in der ganzen Stadt sprach man damals von dieser Geschichte, die mit dem Tode des Mädchens geendet haben würde, wenn die Eltern sich nicht noch entschlossen hätten, in die Verbindung einzuwilligen. Herr Locke würde auch nicht jeden Bewerber um seine Nichte aufnehmen, auch wird nicht jedes Mädchen aus Liebe wahnsinnig. Sie tröstet sich wohl mit der Zeit und nimmt einen Andern. Einen reichen und angesehenen jungen Mann, ganz nach dem Geschmack ihres Oheims. — Meyerhoff ist nicht reich und angesehen, — er ist arm. Aber bis zu der Zeit, wo Clara's Hand vergeben wird, könnte er ihren Oheim um Das bereichern, was ein reicher Freier sein Vermögen nennt. In der That, das könnte er, er könnte ein angesehenes, unentbehrliches Glied der Firma Locke werden, wenn er — eine entsprechende Stellung im Hause einnähme, eine Stellung — in der er sich hervorthun, in der er dem Geschäfte große Vortheile schaffen könnte. — Den wichtigsten Posten bekleidet Herr Locke selbst: die Abzüge, die er den Webern bei der Ablieferung am Lohne macht, betragen jährlich Tausende. —

Senftenberg unterstützt Herrn Locke und fühlt deshalb Gewissensscrupel — der weichmüthige, schwärmerische, verliebte Senftenberg! Meyerhoff sprang plötzlich auf. „Das ist die Stellung, in der sich Jemand hervorthun kann!" rief er halblaut und wies mit dem Finger nach der Seite der Gasse hinüber, wo Senftenberg wohnte.

In starres Hinbrüten verloren, blieb er eine Weile so stehen. Dann setzte er sich wieder an sein Pult, breitete beide Arme aus und legte den Kopf darauf, um über Etwas nachzudenken. Vor Meyerhoff stand die Lampe. Er hatte, als er die Arme auf das Pult legte, ein Federmesser bei Seite geschoben, das Messer war dadurch in eine Lage gekommen, in welcher die geöffnete Stahlklinge die Strahlen der Lampe auffing und blitzend wieder ausstrahlte.

Als Meyerhoff nach einiger Zeit den Kopf wieder emporrichtete, wurde sein Auge von dem Blitzen geblendet. Gerade so hatte ihm hier in diesem Hause schon einmal Etwas entgegengeblitzt und sein Auge geblendet. Aber es war kein Messer gewesen, auch kein Glas, wie er Anfangs geglaubt hatte, sondern — ein Schlüssel. Diese kleine Gedankenkette scheint

elektrisirt zu sein: als Meyerhoff das letzte Glied derselben berührte, fuhr er zusammen. Hier in dieser alten Brieftasche liegt noch der Schlüssel — der Schlüssel zum Schreibsecretär der schönen Gouvernante.

Es ist bitterkalt im Comptoir geworden. Meyerhoff zieht seinen andern Rock an, löscht die Lampe aus und geht nach Hause.

Schlaflos wälzte Meyerhoff sich die ganze Nacht hindurch auf seinem Lager.

Um die Zeit, wo die Kräfte Anderer von einem gesunden Nachtschlummer erfrischt und neu gestärkt sind, ging er am andern Morgen müde durch die engen Gassen nach dem Comptoir.

Vor der Hausthür stand ein Handschlitten mit einer rothgesäumten Rehdecke. Eine kleine verschleierte Dame saß darin, mit Muff und Pelz versehen. Es war Clärchen, die ein Markthelfer eben nach der Schule fahren wollte.

Der Anblick verlieh dem rasch heranschreitenden Meyerhoff neue Lebenskraft. Er vergaß in diesem Augenblicke die durchwachte Nacht. — Zum ersten Male in seinem Leben machte er sich mit einem Kinde zu schaffen. „Wie geht es, Clärchen?" fragte er in herzlichem Tone.

„Ach!“ seufzte Clärchen, ich bin sehr, sehr traurig um meinen kleinen, lieben Cousin.“

Sie schüttelte wehmüthig das kleine Haupt und Meyerhoff sah durch den weißen Schleier hindurch, wie ein Thränenstrom aus den dunkelblauen Augen hervorbrach.

„Tröste Dich, liebes Clärchen,“ hörte sie ihn sagen, „er ist bei den Engeln oben und dort findest Du ihn wieder.“ Clärchen blickte zu ihm auf. In seinem Auge blitzte eine Thräne, die er eben zerdrückte.

Der Schlitten setzte sich in Bewegung. Der gute, liebe Herr nickte Clärchen freundlich zu, sie nickte wieder. An der Straßenecke blickte sie sich noch einmal um. Da stand er noch und sah ihr nach und nickte ihr noch einmal zu. Und sie nickte wieder, während die Thränen von Neuem aus ihren Augen brachen. Aber sie waren süß diese Thränen, das Mitleid des guten Herrn hatte der Kleinen so wohl gethan!

Capitel 6.

Ein Nebelbild.

Es ist Sonntags früh. In Senftenbergs Zimmer brennt Licht. Er trifft die Vorbereitungen zu einer kleinen Geschäftstour. Die Andern, an ihre Scholle gebannt, beneiden ihn um die kurze zweitägige Abwesenheit. Aber Senftenberg ist mürrisch. Ehedem — ja ehedem — kannte er nichts Herrlicheres als das Reisen, je weiter, desto besser. Wie oft hat er sich herausgesehnt aus dieser kleinen, engen, trübseligen Fabrikstadt. Jetzt wird ihm der Abschied so schwer, so unendlich schwer! Schon bei einem Ausfluge auf das nächste Dorf überfällt ihn eine Sehnsucht, eine Art Heimweh, und jetzt muß er sich auf zwei ganze lange Tage von der Scholle trennen, auf der auch Mariens Fuß weilt. Und noch dazu heute, zum Sonntage, wo seiner süße Stunden im blauen Salon gewartet hätten! Deshalb ist er mürrisch, so mürrisch, daß er sich nicht einmal die Mühe nimmt, das Licht zu

putzen, dessen hoher Docht wie ein schwarzer Schatten die Klarheit der Flamme durchbricht. Das Licht flackert unruhig, und die verschiedenen Gegenstände, welche als Schatten oben auf der Decke und an den Wänden erscheinen, werden mit gleicher Unruhe hin- und hergezerrt. Die Reisetasche wogt als eine riesige, unförmliche Figur von dem Mittelpunkt der Decke bis an die Kammerthürklinke herab und hinauf. Das Barbiermesser, einer Säge in einer Schneidemühle gleichend, säbelt über den ganzen Stubenhorizont hinweg. Die Pomadenbüchse, groß wie ein Sturmfaß, walzt bald oben, bald unten — auf und ab.

Mit diesem Schattenspiele unterhielt sich Senftenberg, der reisefertig auf dem Sopha saß. Die Schatten wurden schwächer und schwächer, das Licht glich einer glimmenden Kohle, zum Fenster blickte die Morgendämmerung herein. Die Grabesstille auf der Straße wurde durch ein leises, fernes Glöckeln unterbrochen. Es nimmt zu und kommt näher. Es ist das Schellengeläute zweier Pferde, und bald hält unten vor Senftenbergs Hausthür der Postschlitten und der Postillon guckt nach Senftenbergs Fenster hinauf und knallt mit der Peitsche. — In den Häusern liegt Alles im tiefen Schlafe, kein neugieriges Gesicht

wird von dem Peitschenknalle und dem Schellengeläute ans Fenster gelockt.

Senftenberg tritt aus der Hausthür. Sein erster Blick richtet sich sehnsuchtsvoll nach einem Fenster in Locke's Hause. Leise bewegt sich dort oben die weiße Gardine. Wie ein Nebelbild entsteht dahinter ein weißes Gesicht und ein weißes Blondenhäubchen und zwischen Beiden ein schwarzer glänzender Streifen. Ein kleiner Theil von einer durch einen aufs Fensterbret aufgestützten Arm emporgedrängten Achsel, die in ein weißes Negligée gehüllt ist, wird noch sichtbar. Das Nebelbild nickt herunter, Senftenbergs Auge gleitet blitzschnell über alle Fenster der Straße, dann wirft er ein Kußhändchen zu ihr hinauf. Die Pferde ziehen an und das Nebelbild ist vergangen, zerronnen. Am blauen Winterhimmel färben kleine Wölkchen sich rosenroth, Fenster und Eiszapfen blitzen und auf Senftenbergs Gesicht zuckt, wie ein Sonnenaufgang, ein Freudenstrahl. Er warf noch einen Blick nach den weißen, stillen Gardinen hinauf. Dann dachte er bei sich: „Ja, warte nur, es kommt die Zeit, wo Dich kein Vorhang mehr verhüllt.“

„Nun, Schwager, fahrt zu!“ rief er lustig dem Postillon zu. „Es setzt ein gutes Trinkgeld. Jetzt

blast aber gleich ein lustiges Lied. Dann gebe ich Euch eine feine Cigarre."

Der Postillon setzte das Horn an und blies ein Lied, daß es von den beiden Häuserfronten der Gasse wieder zurückschallte. Gewiß — sie hört es noch und weiß auch, daß es ihretwegen geschieht. Und wie das Horn in lustigem Rhythmus schmetterte und das Schellengeläute, nach dem Trab der Pferde, begleitend dazu rauschte und klang — da sang immer und immer in Senftenbergs frohem Herzen eine Stimme dazu:

„Ja, warte nur, es kommt die Zeit,
Wo dich kein Vorhang mehr verhüllt,"

bis das Horn schwieg und der Schwager sich von seinem Bock zu Senftenberg neigte, um die Cigarre, die ihm dieser gegeben hatte, an Senftenbergs Cigarre anzuzünden.

Capitel 7.

Ein Schattenbild.

Die Stimmungen des Menschen, und besonders des Liebenden, wechseln wie Aprilwetter. Weihevolle Augenblicke, die mit einer Macht das Herz umspannen und rings umher die Welt vergolden, als solle es nun auf ewig so bleiben, vergehen, verschwinden, wie der einzige Sonnenstrahl, der aus grauem Himmel hervorbrach und über eine ganze trübe Landschaft den lichten, sonnigen Tag verbreitete — auf wenige Augenblicke. — So könnte man annehmen, daß die glückliche Stimmung, in der Senftenberg unter den Klängen des Posthorns gestern früh das Städtchen verließ, hundert Eindrücken, Gedanken oder Launen gewichen sei, daß die Beschwerden der Winterreise, der Verkehr mit den prosaischen Menschen sein Herz ernüchtert haben, daß seine Rückkehr jetzt, spät am Abend, in bittrer Kälte, in einer Entfernung von jenen schönen Morgenaugenblicken von weit mehr als hunderttausend Secunden — daß seine Rückkehr jetzt in das Städtchen von einem mehr reflectiven

Zustande begleitet sei.' Waren doch der sternenlose, schwarze Himmel, die eisigen Schneeflocken, die dem im offenen Schlitten Sitzenden ins Gesicht wirbelten, daß er oft die Augen schließen mußte, die finstern Fenster, an denen er vorüberfuhr, und die mattbeleuchteten kleinen Scheiben, hinter denen noch der Webstuhl klapperte, Aufforderung genug, darüber zu grübeln, wie nicht Alles so bleibt, wie es ist; wie schöne Morgen von trüben Nächten verwischt werden können, wie ein freundliches Nebelbild hinterm Fenstervorhange bei Sonnenaufgang — zur Nachtzeit ein schwarzer scharf abgegränzter Schatten ist.

Aber Senftenberg besaß keines jener Herzen, in denen die Stimmungen wie Aprilwetter wechseln. Als der Schlitten in die Straße einlenkte, wo seine Wohnung war, lebte jener glückliche Morgen trotz Nacht und Schneegestöber in seiner Seele frisch wieder auf.

Der Postillon mußte das Lied wieder blasen, das Schellengeläute rauschte gerade so lustig wieder drein, und dazu sang in Senftenbergs frohem Herzen die alte Stimme wieder:

„Ja, warte nur, es kommt die Zeit,
Wo dich kein Vorhang mehr verhüllt."

Marie's Fenster waren finster. Senftenberg stieg aus, und während er in seinem Zimmer Licht anzündete, hörte er das Glöckeln des sich entfernenden Gespanns allmählig verklingen. Marie wußte, daß er um diese Stunde zurückkehren würde. Daß sie so spät kein Licht in ihrem Zimmer brennt, gebietet ihr die Vorsicht. Aber sie wird sich am finstern Fenster zeigen. Und der Himmel ist dem Liebenden günstig, denn eben stiehlt sich das Mondenlicht durch das Schneegewölk und wirft seinen Glanz flimmernd auf die Glasscheiben, hinter denen bald ihr liebes Gesicht als Nachtgruß erscheinen wird.

Senftenberg sieht im Mondenlicht Alles ganz deutlich: die geschlossenen Comptoirläden unten; sogar, von der Hausthüre auslaufend, viele Fußtapfen im Schnee, welche seine Collegen beim Nachhausegehen dort zurückgelassen haben. — Er sieht Alles ganz deutlich, aber das Mondenlicht kann auch täuschen. — Wo ist denn die Bronceampel mit den immergrünen Schlinggewächsen, die man sonst an Mariens Fenster hängen sieht? Der trügerische Mondenschein lügt sie hinweg. — Auch das Lichtbild, Faust und Gretchen, das sonst immer so blendend weiß herüberleuchtet, sieht man jetzt nicht. Die Fenstervorsetzer,

die sie mit eigner Hand gehäkelt hat, sind auch nicht da. Die hat sie wohl weggenommen, wer weiß weshalb.

Senftenberg blickt hinüber und immer will sich Niemand zeigen. Er muß sie heute noch einmal sehen, sie hat es ihm heilig versprochen. Er stellt sein Licht so, daß sie, wenn sie herüberblickt, seinen Schatten am Fenster sehen muß und auch den Schatten des Zeigefingers, den er scherzhaft drohend erheben will. Es bleibt Alles still hinter dem Fenster. Sieh'! ein dunkler Kopf zeigt sich. Senftenberg will drohend den Finger erheben, da glaubt er zu hören, daß drüben hastig die Fensterwirbel zurückgeschnellt werden und, ehe er sich von der kleinen Ueberraschung erholt, wird auch schon das Fenster ausgestoßen. Warum Das? Senftenberg läßt die Hand wieder sinken. Es legt sich drüben ein Kopf weit zum Fenster heraus und durch die Todtenstille der Winternacht ruft eine tiefe Stimme herüber: „Herr Senftenberg!"

Der Gerufene schauerte zusammen. Die Stimme klang hohl, wie ein Ton aus einem Grabe.

„Herr Senftenberg!" rief es wiederholt, „warum gehen Sie nicht zu Bett?"

Das war Locke's Stimme! Das war Locke, der ihm aus Mariens Fenster zugerufen hatte!

Senftenberg antwortete nicht, er taumelte mehrere Schritte zurück in sein Zimmer. Er hörte nicht mehr, wie das Fenster drüben wieder zugeschlagen wurde, er war in das Sopha gesunken und sah stieren, gedankenlosen Blicks nach der Decke und nach der Wand, wo sich im Scheine des herabgebrannten, unruhig flackernden Lichts wieder die Schatten des Barbiermessers und der Pomadenbüchse, welche beiden Gegenstände auf demselben Flecke stehen geblieben waren, mit dem Schatten der Reisetasche, die er gerade wieder auf denselben Fleck gesetzt hatte, wild umherjagten.

Capitel 8.

Eine Thräne.

In einer verzehrenden Spannung öffnete am nächsten Morgen Senftenberg die innere Glasthüre, welche zum leichteren Verschluß des Comptoirs diente.

Seine Collegen begrüßten ihn wie immer; auf ihren Gesichtern, in ihren Reden lag Nichts angedeutet, das auf irgend einen besonderen Vorgang hätte schließen lassen. Auch Herr Locke war wie immer und hörte ruhig Senftenbergs Bericht über die Resultate seiner Geschäftsreise an.

Im Laufe des Vormittags erfuhr Senftenberg von Carl, der im Hause wohnte, daß Herr Locke seit gestern die bisherige Wohnung der Gouvernante zu seinem Arbeitszimmer gemacht und dieser ein Gemach nach dem Garten heraus dafür eingeräumt habe.

Senftenberg sollte bald mehr erfahren. Ehe die Mittagsstunde schlug, rief ihn der Chef zu einer Privataudienz.

„Ich glaube," begann Herr Locke, „es bedarf zu Dem, was ich mit Ihnen jetzt zu sprechen habe, nach dem gestrigen Vorgange keiner weitern Einleitung. Liebesverhältnisse unter Leuten, die mir dienen, dulde ich nicht. Lassen Sie daher Ihre Tändeleien mit der Gouvernante meiner Nichte von jetzt ab fallen."

„Da Sie von Allem unterrichtet zu sein scheinen," entgegnete Senftenberg mit großer Festigkeit, „so scheue ich mich nicht, Ihnen zu sagen, daß Tändeleien zwischen Fräulein Marie und mir nicht stattgefunden

haben. Ich hatte die ernsteste Absicht, sie zu heirathen und habe sie noch."

„Ich hätte Ihnen mehr Vernunft zugetraut," rief Herr Locke erbittert; „die Gouvernante meiner Nichte wenigstens," fügte er in schneidendem Tone hinzu und machte mit dem Kopfe eine zickzackartige Bewegung, „scheint Ihnen an Einsicht überlegen zu sein."

„Es dürfte für Sie schwer halten, mich davon zu überzeugen."

„Das kommt mir auch gar nicht zu, denn ich bin — hi, hi, nicht Ihre Gel—, nicht die Gouvernante. Nur Eins habe ich in dieser Sache zu thun, — Ihnen die Briefe abzufordern, die Fräulein Marie Ihnen geschrieben hat."

„Die kommen niemals und niemals in Ihre Hände," rief Senftenberg unter bitterm Lachen.

„Noch Einmal," sagte Herr Locke in seiner ganzen ruhigen Principalswürde, „geben Sie mir die Briefe."

„Das wäre ein Treubruch gegen Marie und zugleich eine Beschimpfung meines bessern Selbst."

„Treubruch!" sprach Herr Locke verächtlich nach, „berücksichtigen Sie, wir spielen hier nicht Theater

und sagen Sie nicht Marie," fügte er, mit dem Fuße stampfend, hinzu, „das ziemt sich nicht, wenn Sie mit mir über diese Person sprechen. Für Sie ist sie Fräulein Helmenreich!"

In Senftenberg kochte es. Er bebte am ganzen Körper und wußte nicht, wo er die zitternden Hände hinthun sollte, um seinem Gegner die heftige Aufregung seines Innern zu verbergen. Es fehlte ihm in solchen und ähnlichen Fällen an Worten. Er wußte auch jetzt nichts zu entgegnen, als:

„Die Briefe erhalten Sie nicht, selbst wenn meine Existenz davon abhinge!"

„Ich bin weit entfernt," erwiderte Herr Locke stolz, „Ihnen Etwas abzuzwingen. Sie verletzen mich aufs Tiefste, wenn Sie glauben, ich wäre gemein genug, Ihnen dieser Bagatelle wegen Amt und Brod zu entziehen. Ohne Zweifel würde ich von dem Grundsatze, Liebesverhältnissen unter Leuten, die zu meinem Hause gehören, entgegenzutreten, eine Ausnahme gemacht haben — denn ich trage gern zum Glücke Anderer bei — wenn die Person, der Sie Ihre Zuneigung widmeten, Ihrer würdig wäre."

Senftenberg richtete sich empor. Er wollte Herrn Locke ins Wort fallen, aber dieser fuhr fort:

„Sie wollen mir Fräulein Helmenreichs Briefe nicht geben, gut — hier sind die Briefe, die Ihre Hand an diese Dame schrieb.“

Herr Locke griff in die Tasche und überreichte dem in sich zusammensinkenden Senftenberg ein Packet zusammengebundener Briefe, die er als die seinigen wiedererkannte.

„Sie hat sie mir freiwillig übergeben,“ fuhr Herr Locke fort, „als Beweis, daß sie keine jener Romanheldinnen ist, die ihrer Liebe wegen den Feuertod erleiden, — denn sie bebte schon vor einer kleinen momentanen Verlegenheit.“

Senftenberg war seiner nicht mehr mächtig. Der bärtige junge Mann stützte den Kopf auf die Hand und weinte bitterlich. Mit der andern Hand hielt er seine Briefe fest.

Herr Locke ging auf ihn zu, klopfte ihm sanft auf die Schulter und sagte in mildem Tone:

„Nehmen Sie meine Worte nicht so hart, wie sie vielleicht klingen. Sie sind noch jung. Sie kennen die Welt und die Menschen noch wenig. Lassen Sie sich diese erste, bittre Enttäuschung für Ihr ganzes Leben als Warnung dienen. Ich meine es väterlich mit Ihnen. Gehen Sie hin und sagen

Sie es den Andern, die mich eben so verkennen, wie Sie mich verkannt haben."

Senftenberg reichte wehmüthig seinem Chef die Hand und ging hinaus. Als er sich beim Schließen der Thür wieder umdrehen mußte, sah er, wie Herr Locke ihm noch einmal mit der Hand freundlich grüßend zuwinkte.

In diesem Augenblicke hatte Senftenberg sich vorgenommen, Herrn Locke Mariens Briefe zu überbringen; als er aber in seinem Zimmer stand und sein Piano anblickte, und die drei Feuernelkenstöcke, und gegenüber die Fenster, hinter denen sie oft herübergesehen und gelauscht hatte; als er jede einzelne Stunde seiner Liebe, jedes Wort, das Beide mit einander getauscht hatten, sich in die Erinnerung zurückrief und Mariens Briefe wiederholt las und salzige Thränen darauf weinte, da rief es in ihm: „Es kann nicht sein!"

Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er sich von Herrn Locke so weit hatte überreden lassen und verfluchte den Augenblick, wo er ihm die Hand gereicht hatte. Eine Unterredung mit Marie mußte Alles wieder ausgleichen. Er lauerte ihr auf, aber sie ließ sich nirgends sehen. — Er schrieb ihr, Lisette

sollte, wie sonst, den Brief befördern; da erfuhr er, daß diese während seiner Abwesenheit aus dem Dienst gejagt worden sei! In seiner Verzweiflung zog er den Lehrling ins Vertrauen. Dieser wohnte im Hause. Ihm mußte es leicht werden, den Brief der Gouvernante heimlich zuzustecken. Carl trug ihn tagelang mit sich herum und gab ihn endlich dem unglücklichen Senftenberg zurück. Das Zimmer der Gouvernante sei stets verschlossen, auch hielte sie sich fortwährend in den Gemächern der Madame Locke auf. Ob man ihr ansähe, daß sie leide, daß sie viel geweint habe? Carl hatte sie nur ein einziges Mal auf dem Corridore erblickt, ohne ihr Gesicht sehen zu können.

Wer der Verräther gewesen war, wußte Niemand. Senftenbergs Collegen deuteten auf Meyerhoff. Senftenberg fing an, es zu glauben.

Der junge Mann wurde schwermüthig, sein Aussehen erregte die allgemeinste Theilnahme.

Herr Locke schenkte ihm die größte Aufmerksamkeit. Er war nachsichtig und liebevoll.

Senftenberg hätte es lieber gesehen, wenn Herr Locke ihm feindselig gegenüber gestanden hätte. Dann konnte Senftenberg ihm doch grollen und ihm alle

Schuld aufbürden, die sich nun immer schwerer und schwerer auf Marie's Seite neigte. Senftenberg hatte endlich den Entschluß gefaßt, Herrn Locke selbst um Erlaubniß zu einer Unterredung mit Marien zu bitten. Es wurde ihm schwer, einem Manne gegenüber, der ihm so väterliche Theilnahme bezeigte, undankbar zu erscheinen. Er wußte, daß sein Principal es ihm für Schwäche auslegen würde. Indessen, er faßte sich ein Herz. Es war Nachmittags. Die Sonne schien freundlich auf die Schneedächer herab. Im Comptoir hörte man das Jubeln und Schreien munterer Kinder, die in Locke's Hofe spielten. Madame Locke that Alles, was zur Erheiterung und Zerstreuung ihrer Nichte, die sich über den Tod des kleinen Cousins nicht zu trösten vermochte, beitragen konnte. Täglich mußten alle ihre Gespielen — Mädchen und Knaben — sie besuchen. Im Hofe war ein künstlicher Eisberg errichtet worden, von welchem die Kinder auf kleinen Schlitten herabfuhren. Dieser Eisberg wurde heute eingeweiht.

Herr Locke stand in der Garderobe, deren Fenster auf den Hof hinausgingen, und schien dem lustigen Treiben der Kinder zuzusehen, als Senftenberg zu ihm trat.

Ein flüchtiger Blick durchs Fenster — und Senftenberg war wie gelähmt. Die Sprache versagte ihm. Denn mitten unter den Kindern ragte Jemand im blauen Kleide empor; — er kannte das blaue Kleid — er kannte die anmuthige Gestalt. Es war Marie. Er vergaß, daß er neben seinem Chef stand und starrte unbeweglich nach Marie. Jetzt hob sie lächelnd ein Kind empor und küßte es; dann wich sie mit einem Sprunge einem Schlitten aus, der auf sie zukam; jetzt bückte sie sich, klatschte mit den Händen einem kleinen Knaben zu, der sich mit Mühe auf dem glatten Eise aufrecht erhielt und fing ihn mit ihren Händen auf. Neben der Gouvernante stand Clärchen — still und niedergeschlagen, kaum vermochte irgend ein drolliger Unfall ihr ein Lächeln abzulocken.

Herr Locke duldete leutselig die sonderbare Freiheit, die sich, ohne es zu wissen, Senftenberg herausnahm. Endlich sagte er zu ihm:

„Haben Sie Fräulein Helmenreich beobachtet? Sehen Sie, mit welcher Heiterkeit sie sich den Kindern hingiebt? Sind das Aeußerungen eines gebrochenen Herzens? Verdient sie, das Sie sich wegen ihr abhärmen? — Und nun werfen Sie einen Blick auf

meine kleine Nichte. Sie ist nur ein Kind und trauert nur um ein Kind. Aber welchen Antheil nimmt sie an der allgemeinen Freude da draußen, die doch sie unmittelbarer angeht, als die beaufsichtigende Gouvernante?!"

Senftenberg ließ sein Vorhaben fallen. Zum Tode betrübt, wandte er sich von dem Anblicke ab und wollte wieder gehen.

„Wenn Sie es nicht über sich gewinnen können," sagte Herr Locke und Senftenberg blieb stehen, „Fräulein Helmenreich zu vergessen, so rathe ich Ihnen — Veränderung. Verlassen Sie dieses Haus, diese Stadt. Ich werde meinen Einfluß verwenden, Ihnen in der Ferne eine Stellung zu verschaffen. Denn nur die Entfernung von dem Gegenstande Ihres Schmerzes kann Sie schnell und sicher heilen."

Senftenberg antwortete nicht. Er ging an seine Arbeit zurück. — Sein Herz klopfte stürmisch, seit er sie hatte lächeln sehn. O! sie hatte ihn nie geliebt! Sie selbst hatte ihm seit jener unglücklichen Wendung den Zugang abgeschnitten und nun zeigte sie sich wieder, da sie glaubt, daß in Senftenbergs Herzen alle Liebe, alle Sehnsucht verrauscht sein müsse, wie in dem ihrigen. Sie lächelte und scherzte mit den

Kindern! Ob das Lächeln auch von Herzen kam? Ob das Herz vielleicht blutete, wo der Mund lächelte? Als sie sich mit den Kindern beschäftigte, war sie in ihrem Amte. Muß nicht auch Senftenberg seines Amtes warten, während sein Herz brechen will? Aber sie vermochte doch zu lächeln! — Das sociale Leben macht manchem traurigen Gesicht ein Lächeln nothwendig. — Senftenberg entsinnt sich noch genau des Augenblicks, wo er als Kind mit seiner Mutter am frischen Grabhügel seines Vaters stand. Beide hatten sich von Herzen recht ausgeweint. Der Todtengräber kam und sprach lange Zeit mit der Mutter. Und siehe da, über ein drolliges Wort, was er im Laufe des Gesprächs unter hüstelndem Lachen aussprach, vereinten sich in der Mutter Antlitz die Züge des Grams, in deren Furchen vorhin Thränen dahingeronnen waren, zu einem Lächeln. Und wenn der Geist seines Vaters in diesem Augenblicke auf die Gattin herabgeblickt hätte, würde er ihr dies als Lieblosigkeit ausgelegt, würde er, wie jetzt sein Sohn, gedacht haben: sie hat mich nie geliebt? — Marie! Marie! Dein Lächeln ist Dir vergeben. Er weiß es, Du bist ihm treu, Du härmst Dich um ihn, Du bist seines Schmerzes würdig. Wenn nur ein ein-

ziger Mensch, und wäre es ein Bettelkind, ihm sagen möchte, daß es eine Thräne, eine einzige Thräne in Deinen Augen gesehen hat. Man räth ihm Veränderung, Trennung. Oh! Der es ihm räth, hat nie die Liebe in ihrer ganzen Größe gekannt. Er hat ein kleines, enges Herz. Es wird eine Verständigung stattfinden, es wird sich Alles aufklären, nur Zeit und Geduld!

Senftenberg hat wieder neuen Muth, auch er lernt wieder lächeln. Er bringt zwei ruhige, friedliche Tage hin. Am dritten Tage — er ist gerade mit Meyerhoff allein im Comptoir — erhält er durch die Stadtpost einen Brief. In der Aufschrift erkannte er Mariens Hand. Er reißt ihn auf und liest:

„Das leichtsinnige Spiel, daß ich mit Ihrem Herzen trieb, ist so ernst geworden, daß ich Ihnen die Wahrheit nicht länger verhehlen darf. Ich habe Sie nie geliebt. Verlassen Sie diesen Ort, verzeihen Sie mir, und — wenn Ihnen dies nicht möglich ist, vergessen Sie

Marie Helmenreich."

Senftenberg sank von seinem Sessel. Als er wieder zu sich kam, lag er in Meyerhoffs Armen.

Meyerhoff führte ihn hinüber in seine Wohnung. Er blieb bei ihm.

„Wo ist der Brief?" fragte Senftenberg matt.

„Ich habe ihn an mich genommen," antwortete Meyerhoff.

„Haben Sie ihn gelesen?"

Meyerhoff nickte.

„Geben Sie ihn mir."

„Jetzt nicht – wenn Sie ruhiger sein werden."

„Ich bin ruhig," sagte Senftenberg lächelnd, „ich will ihn noch einmal lesen."

Meyerhoff gab ihm den Brief. Senftenberg las ihn wiederholt durch.

„Für was halten Sie Das?" fragte Senftenberg, nachdem er eine geraume Weile auf einen Punkt im Briefe hingestarrt hatte.

Meyerhoff trat näher und sah in den Brief.

Senftenberg wies mit dem Finger auf einen runden Fleck, der nur um ein Weniges dunkler als das weiße Papier war und einen kleinen Rand hatte.

Meyerhoff schüttelte fremd den Kopf.

„Für keine —" hier versagte Senftenberg die Stimme; endlich brachte er das Wort „Thräne?" hervor.

„Nichts von Thränen, lieber Senftenberg," entgegnete Meyerhoff und legte seine Hand zitternd auf dessen Achsel, „seien Sie ein Mann! die Welt ist groß, es giebt noch viele Mädchen, Ihr Herz wird wieder ruhig werden. Vor der Hand ist das ein schlechter Trost, das weiß ich, aber Sie werden andere Bekanntschaften anknüpfen. Sie werden einst ein Wesen finden, das Sie wahrhaft liebt, ein Wesen, das Ihnen eine Stütze sein wird und keine Last, wie es diese — diese Marie, diese Gouvernante geworden wäre. — Sie werden Das, was ich Ihnen einst in jenem Keller sagte, besser würdigen lernen und Ihre Wahl darnach treffen und einst, am Arm einer Gattin, die ist, wie sie sein soll, an mich denken und ausrufen: der Meyerhoff hat doch Recht gehabt!" — —

Senftenberg geht zurück in seine Heimath. Er will nicht mehr dienen. Unterstützt von seinen nicht unvermögenden Verwandten, gedenkt er ein kleines Geschäft zu etabliren. — Morgen früh, wenn noch Alles schläft, reist er ab. Eben geht er von Pult zu Pult und reicht Jedem die Hand zum Abschiede. Sie werden ihn nicht wiedersehen; auch zu einem kleinen Abschiedsfeste für heute Abend war er nicht

zu bewegen. Er will zeitig schlafen gehen, damit er morgen früh die Zeit nicht versäumt. Er hat nun Allen die Hand gereicht und geht nach der Thür. Noch ein Lebewohl und sie fällt hinter ihm ins Schloß.

Mühlbach, der Buchhalter, der alte Veteran, der so Manchen schon hatte kommen und gehen sehen, beugte den Kopf tief in sein Hauptbuch hinein und vergoß ein paar Thränen.

Am nächsten Tage schafften zwei stämmige Markthelfer einen großen Kasten aus dem Hause, in welchem Senftenberg gewohnt hatte. Er war schwer, dieser Kasten, und mußte behutsam angefaßt werden; denn mit großen schwarzen Buchstaben stand obenauf geschrieben: „Piano!"

Die Collegen sehen durch das Fenster zu, wie das Instrment, dessen Klängen sie Abends im Vorübergehen so oft gelauscht hatten, auf den Wagen geladen wurde. Sie dachten an Senftenberg. Sie hatten ihn manchmal belächelt, wenn er ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hatte, wem sein Spielen und Singen gälte. — Niemand lächelte jetzt über den offenherzigen Menschen, — als sein Clavier dahingefahren wurde, die Gasse

entlang. Er kann ihnen nun keine Geheimnisse mehr anvertrauen!

Capitel 9.

Marmornächte.

Daß der leergewordene Posten durch Niemand andern als Meyerhoff besetzt werden würde, wußte ein Jeder im Comptoir, auch wenn Senftenberg nicht die Weisung erhalten hätte, die letzten Tage vor seinem Abgange zu benutzen, um Meyerhoff in die Geheimnisse der Einkaufsexpedition einzuweihen. Diesem Auftrag unterzog sich Senftenberg herzlich gern; denn das Mißtrauen, das er gegen Meyerhoff gehegt hatte, war seit jener Scene, die Mariens Brief herbeigeführt hatte, einer innigen Zuneigung gewichen. Von keinem seiner Collegen war dem harmlosen Senftenberg der Abschied so schwer geworden, als von Meyerhoff.

Es giebt Naturen, über die ein Wort aus dem Munde eines Fernstehenden mehr vermag, als ein ganzer Kreis alter, gewohnter Freunde.

Meyerhoff unterstützte Herrn Locke in der Einkaufexpedition. Da steht er am Fenster, neben Herrn Locke, innerhalb der breiten Tafeln, vor denen sich das liefernde Personal, meistens aus Frauen und Mädchen bestehend, bunt durcheinander drängt. Vor jedem der beiden Herren liegt, aufgeschlagen wie ein Buch, ein Stück Waare. Vom Anfang bis zu Ende wird es durchgeblättert, wie von einem Censor. Wo zur Untersuchung verdächtiger Stellen das scharfe Auge nicht ausreicht, wird der „Fadenzähler" aufgesetzt, eine Art Loupe, unter welcher das feinste Gewebe wie ein Strohgeflecht erscheint. Aus dem Munde der Censoren erschallen allerhand technische Namen von Webefehlern, wie ein „Nest," ein „Fädenbruch," ein „falsches Muster eingeschossen." Für jeden Fehler wird ein Abzug am Lohne dictirt.

„Wo ist der Blonde hin?" fragen sich die Frauen und Mädchen heimlich, „wo ist er hin," fragt sich eine alte hinfällige Frau, „der mich immer zuerst abfertigte, damit ich nicht so lange warten mußte?" „wo ist er hin," fragt sich ein junges Mädchen, „den ich nur bittend anzublicken brauchte, um meinen Vater vor einer schweren Geldstrafe zu schützen?" „wo

ist er hin," fragen sich Alle, „der es nicht so streng, so genau mit uns nahm?"

Meyerhoff zeigt bald, daß er sich nicht begnügt, Herrn Locke's Substitut zu sein. Er tritt mit einer Selbstständigkeit auf, die ihn dem Chef gleichstellt. Er übertrifft sogar den scharfen Censorblick Locke's, denn er entdeckt nicht nur mit Leichtigkeit die verborgensten Fehler, er findet dabei auch noch Zeit, die hinter ihm mit dem Nachmessen der Stücke beschäftigten Bursche ins Auge zu fassen. Die nahmen's auch immer nicht so genau, wenn einmal ein Stück um eine halbe Elle zu kurz war, sie gehörten ja früher selbst zu den Webern. Jetzt ist keiner von ihnen sicher, daß in dem Augenblicke, wo der Eine oder der Andere die letzte Elle an das Stück setzt, Meyerhoff sich plötzlich herumdreht. An den Augen sieht er ihnen ab, wenn das Stück zu kurz ist, und wenn er mit seinem durchdringenden Blicke sie anschaut und dazu in einem eigenthümlichen, fast gereizten Tone fragt: „Wie viel?" da kann keiner eine Lüge sagen, und wenn nur eine Achtel-Elle am richtigen Maße gefehlt hat, es muß eingestanden werden.

Wenn Senftenberg mitunter allein in der Expedition war, nun, da erlaubte man sich wohl, sich

gegenseitig über Das und Jenes etwas lauter zu unterhalten. Bei Meyerhoff hat man's Einmal versucht und nicht wieder. „Was ist das für ein heilloses Geschnatter?" rief er wild, „ich verlange Ruhe!" da wurden sie still, wie Kinder in der Schule.

Senftenberg war von allen geliebt, — vor Meyerhoff haben Alle Respect. Senftenberg nahm den Hut ab, wenn er den Webersleuten auf der Straße begegnete, Meyerhoff läßt die Hände tief in den Taschen seines weiten Ueberrockes ruhen und grüßt nur mit dem Munde. Wenn Senftenberg des Morgens in die Hausflur trat, da hatte er für jedes der dort harrenden Webermädchen irgend ein scherzhaftes Wort. Meyerhoff hatte nichts als einen kurzen Gegengruß für das im Chor gesprochene „Guten Morgen."

Clärchen grüßt immer sehr freundlich, wenn sie auf dem Wege zur Schule in Muff und Pelzmantel zwischen den beiden Reihen der in der Hausflur wartenden Webersleute hindurchgeht. Weshalb Meyerhoff, wenn er der kleinen Dame zuweilen begegnet ist, seinen gewöhnlichen kurzen Gruß in ein freundliches: „Guten Morgen, ihr lieben Leute" abgeändert hat, konnte Niemand begreifen; denn die Voraus-

setzung, daß er heute vielleicht bei recht guter Laune sei, bestätigte sich später keineswegs.

Herr Locke hatte sich's zwar gedacht, daß Meyerhoff in die neue Stellung „einschlagen" würde, die Art und Weise aber, wie sich Meyerhoff in der That entfaltete, überstieg seine kühnsten Erwartungen. Er nannte ihn im Stillen den Mann der strengsten Pflichterfüllung und war über die Acquisition Meyerhoffs glücklicher, als über den größten Gewinn, den irgend eine gewagte Speculation ihm hätte bringen können. Meyerhoff ist oft des Sonntags bei Herrn Locke zu Tisch geladen, und da er frühzeitig zu arbeiten anfängt und Abends spät aufhört, so hat ihm zur größern Bequemlichkeit Herr Locke in seinem eignen Hause eine Wohnung eingeräumt.

Man hätte Clärchen sehen sollen, als der Onkel ihr diese Neuigkeit mittheilte! Sie war außer sich vor Freude und eilte gleich in das für Meyerhoff bestimmte Zimmer, um dort ihre kindischen Anordnungen zu treffen, daß Alles recht ordentlich, recht schmuck aussah. Ein schöner Klapptisch, der im Zimmer des Onkels stand und von diesem nicht benutzt wurde, mußte auf Clärchens inständiges Bitten gleich in Meyerhoffs Zimmer geschafft werden. — Es be-

stand aber auch wirklich zwischen Clärchen und Meyerhoff, der ein wahrer Kindernarr war, ein rührendes Freundschaftsverhältniß. Man mußte die Beiden sehen, wenn sie Sonntags, nach aufgehobener Tafel, mit einander Domino spielten, oder wenn Meyerhoff, der sehr geschickt in allerlei Papparbeiten war, Clärchens Puppenstube, die er ihr heimlich davon getragen hatte, neutapezirt zurückbrachte. Wer zählt alle die niedlichen Wandkörbchen, Puppenspiegel, Puppenstubenofenschirme und alle die andern Sachen, auf die der raffinirteste Spielwarenfabrikant nicht gekommen wäre — welche Meyerhoff seiner kleinen Freundin anfertigte! Als er aber gar nun im Hause wohnte, begannen für Clärchen Freuden über Freuden, Ueberraschungen über Ueberraschungen! Wenn Clärchen Abends bei einer kleinen Freundin zu Besuch ist und es schlägt die Stunde, wo sie nach Hause zurückkehren muß und es kommt Jemand herein und sagt: „Clärchen, Herr Meyerhoff ist mit dem Schlitten unten" — da hält sie keine Macht, kein Spiel länger zurück. Sie läßt Muff und Mantel im Stich und eilt hinunter, und da steht der kleine Schlitten mit der rothumsäumten Rehdecke. Hinten an der Lehne steht Meyerhoff, und Clärchen schlägt ein lautes, helles

Gelächter auf über die Pelzmütze, die sich Meyerhoff tief in's Gesicht hineingedrückt hat. Sie besteigt den Schlitten, und mit rasender Schnelligkeit schiebt ihn Meyerhoff über den Schnee dahin, einmal um die ganze Stadt herum und dann nach Hause.

Der Winter tritt mit fürchterlicher Strenge auf. Ueber Berg und Thal breitet sich jener feste, eingefleischte Schnee, auf dem die Schritte knirschen, die Räder knarren, der untergelegte Hemmschuh heult. Zu wiederholten Malen ist eine blutrothe, doppelte Morgensonne aufgegangen, siegreich die gegen sie ankämpfenden schwärzlichen Nebelmassen zu Boden drückend und kalt und strahlenlos ihre einsame Himmelsbahn wandelnd. — Scharf und klar funkeln des Nachts die Sterne herab. Es sind wunderbar schöne Nächte, — man könnte sie Marmornächte nennen! Man braucht auf dem knarrenden Schnee nicht weit zu gehen, um mit dem Fuß an einen erfrornen Sperling zu stoßen; auf den Feldern liegen todte Raben umher. Die Blätter berichten täglich von Menschen, die erfroren sind, Holzdiebstähle finden in Menge statt, man kann ihnen kaum noch wehren; die Diebe bilden eine förmliche Macht, die Hefe des Proletariats hat sich zu einer Art Landsturm zusam-

men gerottet. Man hört von schauerlichen Mordthaten, die an Forstbeamten verübt worden sind.

Die blutrothe Doppelsonne bedeutet Unglück, sagt des Volk. Gewöhnlich aber steht das Zeichen am Himmel, wenn das Unglück schon da ist. So auch hier. Nicht nur der harte Winter hält sein grausames Gericht, mit ihm ist noch ein anderer Feind gekommen: eine Geschäftskrisis, eine brod- und arbeitslose Zeit. Die Fabrikanten geben nur wenig oder gar keine Arbeit aus. Um nicht Hungers zu sterben, entäußern sich die Armen ihrer Kleider und Betten, auf den Dörfern schlafen ganze Familien unter einer einzigen Decke, theilen ganze Familien zuletzt nur einen einzigen zerlumpten Anzug, in dem sie abwechselnd das Haus verlassen. Man sagt, es seien Menschen in ihren Wohnungen erfroren. Zu spät trugen die Zeitungen damals die Schilderungen des entsetzlichen Elends in die Welt, das die armen Gebirgsbewohner traf.

Riesenhaft groß stand damals die Firma: „Locke und Sohn" da. Sie kümmerte sich nicht um den Stillstand aller Geschäfte, sie verwandte ihre ungeheuren Geldmittel und ließ für das Lager arbeiten. Alles strömte zu Locke und Sohn, um Arbeit zu er-

halten, und nur Die wurden abgewiesen, die sich in guten Geschäftszeiten hatten verleiten lassen, von Locke und Sohn abzuspringen, und für eine andere Firma zu arbeiten, die höhere Löhne zahlte, und geringere Abzüge machte. In einem Umkreise von mehreren Meilen klapperten damals die Webstühle für Locke und Sohn, man arbeitete gern für ein Geringes und ließ sich Abzüge am Lohne willig gefallen. Die Fabrikanten, welche nicht die Mittel besaßen, ihre Lager zu füllen, sagten in ihrer Eifersucht und Mißgunst, die Firma Locke und Sohn fische im Trüben, eine Behauptung, zu der sich sogar sonst ehrenwerthe Leute hinreißen ließen.

So war der Tag des Weihnachtsabends erschienen und auch über ihm war eine blutigrothe Doppelsonne aufgegangen. Es war ein trauriger Christmarkt. Man sah fast nichts als Wolken: Wolken auf den Stirnen der Feilbietenden, Wolken vom Dampfe der Kohlenbecken unter den Füßen der Verkäuferinnen, die wie auf Wolken ruhende Engel mit rothgefrornen Nasen erschienen. Viele, viele arme Menschen werden heute gern auf den Glanz des Christbäumchens verzichten, wohl Jedem, dessen Weih-

nachtstisch der Ofen ist, und die brennenden Scheite darin die Weihnachtskerzen!

Wie glücklich muß Der sein, der heute ein Packet öffnen kann, das einen so kostbaren Shawl enthält, wie der, den Herr Locke oben in seinem Zimmer soeben einem aus einer großen Stadt angelangten Postpackete entnimmt. Wie glücklich Der, welcher in dieser schrecklichen Zeit durch ein solches Weihnachtsgeschenk Andern eine Freude bereiten kann!

„Ist der Shawl für Marie endlich gekommen?" fragte Madame Locke, die eben hereintrat.

„Hier ist er," entgegnete ihr Gemahl, den schweren Stoff emporhebend.

„Unmöglich!"

„Warum?"

„Das ist ein Shawl für eine Gräfin, aber nicht für unsre Gouvernante, die sich selbst scheuen wird, ihn öffentlich zu tragen."

„Er entspricht aber ganz meinem Geschmacke."

„Wirklich? — Ich glaubte, es läge hier nur ein Mißverständniß von Seiten der Handlung zu Grunde, bei der Du ihn bestellt hast. — Was kostet der Shawl?"

„Sei unbesorgt, ich bezahle ihn."

„Du hast sonderbare Grillen. Ich wiederhole es, das ist kein Shawl für eine Gouvernante. Ich selbst würde ihn kaum tragen mögen.“

„Ich glaube es,“ sagte Herr Locke mit scheinbarer Ruhe; „indessen wir wollen einmal sehen, wie er dich kleiden würde.“ Mit diesen Worten gab er seiner Gemahlin den Shawl um, der ihre ziemlich kleine Figur ganz verhüllte. Es mag dahin gestellt bleiben, ob Madame Locke die ironische Absicht ihres Gemahls durchschaute. Sie warf einen funkelnden Blick in den großen Wandspiegel und einen auf ihren Gemahl, welcher die Hand an das Kinn gelegt hatte und unverwandt nach dem auf der Erde schleifenden Shawlende blickte.

„In der That,“ sagte Madame Locke, nach Athem ringend, „er kleidet mich vortrefflich. Du wolltest nicht die Gouvernante, sondern mich damit überraschen, und machtest, als ich Dich beim Auspacken störte, eine Nothlüge. Es thut mir leid, daß ich Dir die Freude so zerstört habe, aber mein Himmel, wir sind ja keine Kinder mehr,“ führ Madame Locke fort und befreite sich ohne die Hülfe ihres Gemahls von dem Shawl; „wir wissen die Gaben, mit denen wir uns gegenseitig überraschen, auch bei Morgenlicht zu würdigen, und so

nimm meinen Dank." Hastig hatte Madame Locke inzwischen den Shawl wieder in die alten Falten zusammengebrochen. „Aber er ist mir zu auffallend," sagte sie, ihn auf den Tisch werfend, „und Du wirst ihn daher gegen einen bescheidneren vertauschen." Mit diesen Worten ging sie schnell aus dem Zimmer.

Herr Locke nahm den Shawl, warf ihn in die Flammen des Kamins, warf dann auch Emballage und Bindfaden hinterdrein, und ergriff ein schwarzes Hauskäppchen, um es aufzusetzen und herab in's Comptoir zu gehen.

Das Personal unten erschrack über das tief nach dem Nacken herabgerückte, vorn die ganze Stirn und einen Theil des Haupthaares freilassende Käppchen. Das war der Fehdehandschuh, den der Chef, wenn er übler Laune war, aller Welt hinwarf. In weniger Zeit als einer halben Stunde, hatte heute Mühlbach, der Herrn Locke nicht schnell genug ein Conto aufschlagen konnte, eine Nase, — ein Anderer, der um Urlaub zu einer Feiertagsreise bat, einen Korb, — Carl eine Ohrfeige. Alle athmeten frei auf, als Herr Locke das Comptoir verließ, um in die Einkaufsexpedition zu gehen, wo er heute den ganzen Tag beschäftigt war.

Es war heute der Lieferungstag für einen Factor vom Dorfe, der im weiten Umkreise seine eigenen Weber beschäftigte und an einem einzigen Tage hunderte von Stücken, zu denen er von Locke und Sohn vorher das Garnmaterial in Empfang genommen hatte, abzuliefern pflegte.

Vor der Hausthür hält ein Schlitten mit weißer Plane und mit einem Pferde bespannt. Langsam und vorsichtig klettert ein dicker Mann heraus, von den Ohren bis an die Knöchel in einen schönen warmen Pelz gehüllt. Das ist der Factor Rex aus Dorschau. Er hat lange Jahre auch hinter dem Webstuhle gesessen, ehe er es durch Glücksumstände und Klugheit bis zum Factor brachte. Jetzt ist er ein angesehener Mann im Dorfe und noch weit über das Dorf hinaus, trägt einen goldnen Ring am Finger, den er schon seit Jahren nicht mehr herunterbringt, hat eignes Geschirr, ein rundes, rothes Gesicht und einen wohlgenährten Bauch. Er macht einen recht angenehmen Eindruck mit seinen braunen, klugblickenden Augen und dem schwarzen, krausen Haar, in dem nur hie und da ein flüchtiger Silberschein spielt. Herr Meyerhoff ist hinaus geeilt und hilft dem Meister Rex beim Auspacken der vielen Stücke, während Herr

Locke, mit der Elle auf seine Hand schlagend, durch's Fenster zusieht.

„Haben Sie in Ihrem Pelze nicht geschwitzt, Meister Rex?" fragt Meyerhoff.

„Hat sich was zu schwitzen," antwortete der Factor, „sehen Sie nur meine rothe Nase an."

„Das macht wohl mehr die Bulle, die dort aus der Tasche herausguckt. Haben unterwegs gewiß schon wacker gefrühstückt?"

„In solchen harten Zeiten frühstückt man nicht, da ist man froh, wenn man zu Mittag essen kann."

„Immer wieder die alte Leier; daß doch die reichen Leute immer für arm gelten wollen. Haben Sie auch mein Weihnachtsgeschenk nicht vergessen, Meister Rex."

„Du lieber Himmel! Wer denkt bei so harten Zeiten an Weihnachtsgeschenke. Da ist man froh, wenn man für sich eine warmgeheizte Stube haben kann."

„Ei, ei! so darf man nicht sprechen, wenn man ein Häuschen daheim hat, das —"

„Noch nicht bezahlt ist. — Sie vergessen die Schulden, die darauf lasten."

„Schulden hin, Schulden her; warum bezahlen Sie die Schulden nicht von den —“ Meyerhoff neigte seinen Mund an das Ohr des Factors und fuhr fort: „von den dreitausend Thalern, die Sie bei uns stehen haben?“

Rex kraute sich verlegen in dem Barte, lächelte und gab sich stillschweigend gefangen.

„Wie wäre es denn,“ fuhr Meyerhoff fort, „wenn Sie mir von den Dreitausenden die Zinsen für das letzte Vierteljahr gutschreiben ließen? Mit diesem Weihnachtsgeschenke wollte ich zufrieden sein.“

„Ha! ha!“ lachte Rex, „die Zeiten sind wahrlich nicht darnach — und was würde Herr Locke bei sich denken, und gestehen Sie nur, Sie würden ein Weihnachtsgeschenk von mir gar nicht annehmen.“

„Sie können Recht haben,“ erwiderte Meyerhoff einlenkend.

„Aber nächsten Monat schlachte ich meine beiden Schweine,“ tröstete Rex, „da besuchen Sie mich zu Wurst und Wellfleich.“

„Topp, es gilt,“ rief Meyerhoff versöhnt.

Die Waaren waren abgeladen und in das Expeditionszimmer geschafft.

Ein Markthelfer geleitete das Fuhrwerk des Factors nach dem Gasthof, während der Besitzer die beiden Herren bei der Durchsicht der Stücke durch leichte Handreichungen unterstützte. Dabei waren seine Augen überall; bald ruhten sie auf dem Stücke, das Herr Locke, bald auf dem, das Herr Meyerhoff musterte, dann rollten sie zu den beiden Gehülfen hinüber, welche mit behender Hand die Elle führten. So leichtfertige, lüderliche Arbeit, wie heute, haben die Weber noch nicht geliefert! Noch ist Herrn Locke nicht ein fehlerfreies Stück in die Hände gekommen. Er schüttelt, während er jedes Stück durchblättert, fortwährend unwillig den Kopf; so oft er den Fadenzähler aufsetzt, läßt er ein gereiztes Räuspern vernehmen. Dabei geht Alles sehr schnell; Herr Locke wirft die Stücke schallend vor sich auf die Tafel hin und wirft sie eben so wieder auf den Tisch, wohin sie nach erfolgter Durchsicht gehören.

Meyerhoff befindet sich in einer beängstigenden Verlegenheit; noch hat er heute nicht ein einziges Stück gefunden, an welchem etwas auszusetzen gewesen wäre; so tadellose Arbeit wie heute, zum Weihnachtsheiligenabend, haben die Weber noch nie geliefert!

Herr Locke hat schon mehrere stechende Seitenblicke auf Meyerhoff geworfen. Er denkt am Ende gar bei sich, daß sich heute auf Meyerhoff nicht zu verlassen sei, oder — mißtrauisch wie er ist, daß Meyerhoff sich von Rex habe bestechen lassen.

Meyerhoff hat bereits einen ganzen Stoß Waare durchgesehen; jetzt kommt das Stück daran, das zu unterst lag. Er nimmt es und legt es vor sich auf die Tafel hin. Rex folgt ihm dabei sehr lebhaft mit den Augen. Meyerhoff schlägt das Stück auseinander. Auf den ersten Blick, den er hinein thut, wirft er wie elektrisirt den Kopf in die Höh'. Rex zieht ein Gesicht wie ein Schüler, in dessen Schreibebuch der Lehrer eine Seite aufgeschlagen hat, die durch einen großen Tintenklex entstellt ist. Er tritt zu Meyerhoff und flüstert ihm ins Ohr:

„Ich wollte Sie soeben selbst darauf aufmerksam machen; ziehen Sie dem Weber immerhin am Lohne ab, aber lassen Sie Herrn Locke nichts merken.

„Hilft Alles nichts, Meister Rex," giebt Meyerhoff dem vor Schreck zusammenfahrenden Factor laut zur Antwort, „es muß —"

„Was giebts?" fragt Herr Locke, hastig herbeispringend.

„Ein falsches Muster eingeschossen," sagt Meyerhoff und schnalzt mit der Zunge.

Mit einem wilden Lächeln um Mund und Augen betrachtet Locke den schmalen Streifen, der über die Breite des Stückes läuft und von dem Dessin des übrigen Gewebes etwas abweicht.

„Der Weber —", beginnt Rex in sanftem Tone.

„Ist der Weber verrückt gewesen?" unterbricht ihn Herr Locke, mit der Hand das Gewebe unbarmherzig zusammenknitternd.

„ Der Weber —" beginnt Rex von Neuem.

„Ich glaube nicht," unterbricht ihn Meyerhoff. zu Herrn Locke gewendet und die fünf Finger seiner Hand weit auseinanderspreizend, „ich glaube nicht, daß wir das Stück absenden dürfen. Es gehört zu der kleinen Bestellung von Ziegel u. Comp."

„Der Weber ist —".

„Ziegel und Comp.!" ruft Herr Locke in die Hände schlagend, „diesem reellsten unsrer Kunden einen solchen Lappen schicken! Gott bewahre!"

„Der Weber ist nicht —."

„Leider läßt es sich auch durch kein Anderes ersetzen," sagt Meyerhoff, der es in seinem Interesse

hält, den entdeckten Fehler so gewichtig wie möglich zu machen.

„Und diese Leute brauchen gerade dieses Muster," ergänzt Herr Locke wehklagend, „wir werden Schadenersatz zahlen müssen," fügt er in plötzlicher Aufwallung hinzu, „und," schließt er, das Stück ergreifend und auf der Tafel umher schleudernd, „und die Kundschaft einbüßen!"

„Der Weber ist nicht ganz zurechnungsfähig," ergreift endlich wieder Rex das Wort, „er hat eine todtkranke Frau zu Hause."

„Zwanzig Groschen Abzug!" dictirt Herr Locke dem Schreiber am Pulte.

„Seine fünf Kinder hungern," fährt Rex fort.

„Zwanzig Groschen Abzug!" wiederholt Herr Locke mit Nachdruck.

„Er weiß nicht, wo ihm der Kopf steht," beendete Rex.

„Ich habe vor Kurzem mein einziges Kind verloren," donnert Herr Locke den Factor an, daß die Leute vor dem Fenster stehen bleiben, „und mußte trotzdem meine Geschäfte versorgen und den Kopf auf dem rechten Fleck behalten. Bleiben Sie mir mit solchen Geschichten zu Hause."

„Herr Locke trat wieder an seinen Platz zurück. Meyerhoff aber sieht das Stück, wie eine verdächtige Gegend, vollends Falte für Falte genau durch, setzt überall den Fadenzähler an und findet in der That noch verschiedene kleinere Fehler hinzu, die unter günstigeren Verhältnissen bequem durchgeschlüpft wären. Er dictirt einen weiteren Abzug von fünf Groschen hinzu. Das Stück wird gemessen. „Wie viel?" fragt Meyerhoff den Burschen, als er die letzte Elle ansetzt.

„Es fehlt eine halbe Elle, aber ich glaube," stammelte der Gefragte, „ich habe zu reichlich gemessen. Ich will es noch einmal messen.

„Daraus wird nichts!" ruft Herr Locke, heftig dazwischen tretend; wenn Er nicht richtig messen kann, so scheer' Er sich zum Teufel; wir haben keine Zeit, jede Sache zwei Mal zu machen. — Eine halbe Elle fehlt," wandte er sich wieder an den Schreiber am Pult, „fünf Groschen Abzug."

Der Abzug hatte sich im Ganzen nun auf einen Thaler — auf zwei Drittheile des ganzen Arbeitslohns — herausgestellt.

Herr Locke und Meyerhoff fuhren in der Musterung der übrigen Waaren fort.

Rex ging in den Gasthof zu Tische, spielte nach dem Essen eine Partie Scat, sprach dem Glase fleißig zu und fand sich mit etwas geröthetem Gesicht zur rechten Zeit wieder im Expeditionslocale ein.

Gegen Abend holte er sein Fuhrwerk aus dem Gasthofe und belud es mit den bunten Garnen, die er in großen Quantitäten zur Ausführung neuer Aufträge von Locke und Sohn in Empfang nahm. Im Comptoire wurde bei hellem Lampenschimmer abgerechnet, wozu Rex eine Brille mit großen runden Gläsern aufsetzte, und nachdem er eine bedeutende Summe Geld in Empfang genommen und den Herren „Vergnügte Feiertage" gewünscht hatte, bestieg er seinen Schlitten und fuhr nach dem Gasthofe. Von da eilte er zu Fuße nach einem Materialwaarenladen und kaufte eine Flasche feinen Rum und eine Citrone. Als er, die Flasche mit weißem Papier umwunden in der Hand, aus dem Laden trat, rannte er mit dem Lehrling Carl zusammen, daß die Flüssigkeit vernehmlich rauschte.

„Aha!" rief Carl, gewiß Material zu einem Weihnachtspunsche für heute Abend, und da ist ja auch die Citrone."

„Nein, nein!“ rief Rex, „da sind die Zeiten doch zu hart, der Herr Pfarrer von unserm Dorfe —“

„Der Herr Factor von Locke und Sohn —“

„Es ist für den Herrn Pfarrer und damit Basta!“

„Wünsche wohl zu bekommen,“ rief Carl dem Enteilenden nach.

Dieser trug Rum und Citrone nach dem Schlitten und packte Beides sorgfältig in die darin angebrachte Tasche. Dann unternahm er einen zweiten Ausflug, der einem hell erleuchteten Modewaarenladen galt. Dort erhandelte er einen kostbaren Seidenstoff, der zu einem Kleide für eine wohlbeleibte Frau reichlich auslangte. Als er mit dem Packet unter dem Arme aus dem Laden trat, stieß er mit Mühlbach zusammen, der eben eintreten wollte.

„Aha! gewiß noch einige Weihnachtseinkäufe gemacht,“ rief der Buchhalter.

„Nein, nur eine Besorgung für den Gutsbesitzer von Berg; unsereiner ist immer der Packesel.“

Damit eilte Rex aufs Neue dem Gasthofe zu, und während bald darauf sein Gaul durch das Thor trabte, schleuderte Rex dem Neste, in dessen anderthalber Straße sich zwei Menschen in der Stunde zehn Mal begegneten, einige kräftige Flüche nach. —

Die Sterne funkeln mit kalter Klarheit auf das Gebirge herab, auf Tannenwaldungen und Dörfer, auf Schluchten und Fahrwege. Der Hemmschuh kreischt, die Räder singen und die Schritte knirschen auf dem festen, eingefleischten Schnee. Eine dürftige, hagere Mannsgestalt in Lumpen und eine grobe Decke um Hals und Schultern gehangen, eilt auf der einsamen Fahrstraße hin. Er wagt nicht zu den Sternen emporzuschauen, er wagt nicht, den Kopf zur Seite zu drehen, — er hält jede Veränderung in der Haltung seines Körpers für eine Herausforderung der eisigen Nachtluft. Er fürchtet sich, den Mund zum Athemholen zu öffnen, denn für den warmen Athem, den er in die Luft stößt, giebt ihm diese einen eisigen Hauch zurück. Eisig schneidet die Luft die Knie und hier hilft kein Ausschreiten und kein Schnelllaufen.

Auf der andern Seite der Straße kommt ihm ein andrer Mann entgegen, ein mächtiges Reisigbündel auf dem Rücken. Beide wollen an einander vorübergehen; aber einige Schritte weiter bleibt der mit dem Reisigbündel, sich umschauend, stehen und ruft:

„Bist Du es, Winkler?"

„Ja. Wo willst Du hin, Dittrich?"

„Wohin anders, als nach Hause?“

„Wollte Gott, ich wäre auch schon wieder auf dem Wege nach Liebenau, ich muß noch nach Dorschau.“

„Ah! wohl zum Rex? Willst Dir gewiß deinen Lohn holen?

Winkler nickte.

„Grüße ihn von mir,“ sagte Dittrich, „und sage ihm, er wäre ein Schurke, ein Bluthund, das wäre meine Meinung!“

„Der arme Rex kann nichts dafür, wenn wir Noth leiden müssen, er wird von den Fabrikanten in der Stadt selbst gedrückt.“

„Und drückt uns wieder,“ höhnte Dittrich, „giebt uns den Druck aus der Stadt doppelt zurück. Glaubt Ihr blöden Schafe denn wirklich, daß die Abzüge und Strafen alle frisch aus der Stadt kommen? Selbst gebacken hat er sie meistens. Ich bin dahinter gekommen, ich weiß, wovon dieser Rex fett wird. Daß er sich auch aus meiner Tasche den Bauch gemästet hat, soll ihm übel bekommen!“

Winkler hörte nur halb die Worte des Andern, er stand zusammengehockt vor ihm und klapperte vor Frost, ohne den Muth zu haben, das Gespräch abzubrechen, um seinen Weg nach Dorschau fortzusetzen.

„Mach's, wie ich," fuhr Dittrich fort, von dessen Worten ein jedes in einen starken Branntweinduft gehüllt war, „mach' Dich los von dem Factor."

„Wie soll ich das anfangen?"

„Geh' in die Stadt zu dem Fabrikanten selbst."

„Was bin ich dann gebessert?"

„Sie verstehen die Sache nicht so genau, wie der Rex, der selbst hinterm Webstuhle gesessen hat. Es läuft Manches durch, was beim Rex nicht durchlaufen würde."

„Dittrich, Du webst die Waare dünner, Du stiehlst Garn, — das ist unrecht!"

„Unrecht! — Stehlen! Ich stehle nicht, ich behalte nur Garn übrig. Und wenn sie auch dann und wann die Waare etwas zu dünn finden und mir einen Abzug machen, so finde ich immer noch meinen Profit dabei."

„Aber was machst Du mit dem Garn?"

„Dumme Frage! Ich verwebe es wieder, und mit den Tüchern und Schürzen, die daraus entstehen, hausirt meine Frau im Gebirge umher. Ich habe einen Stuhl für den Fabrikanten und auch einen für mich gehen. Sieh! so bin ich ein Handelsweber geworden."

„Dazu passe ich nicht," sagte Winkler kopfschüttelnd, und sah dem Andern in die Augen und sagte sich wohl in seinem Innern, daß man zu solchem Thun und Treiben gleich von Anfang an zugeschnitten sein müsse, wie Dittrich mit seinem fuchsrothen Barte und dem herausgetretenen weißen Auge, das seinem Blicke einen unheimlichen Ausdruck verlieh.

„Ihr paßt nur zum Beten, Hungern und Frieren," antwortete Dittrich grinsend, „Ihr seid Maikäfer in der Schachtel und zehrt von den verdorrten Blättern, die Euch hineingeschoben werden, d'rum kommt Ihr nie auf einen grünen Zweig, wie ich, der ich meine Flügel gebrauche und von den Bäumen fresse. So trolle Deinen Weg nur weiter, armer Klapperstorch, denn Du hast weder Kraft noch Saft in Dir und möchtest mir am Ende hier erfrieren. Aber das sag' ich Dir," rief Dittrich im Fortgehen, „den Rex ruinire ich!"

Beide verfolgten ihre entgegengesetzten Wege weiter. Winkler suchte die mit Dittrich verplauderte Zeit durch verdoppelte Eile einzuholen und kam athemlos und keuchend in Dorschau an. Er schritt über den kleinen Hof vor dem Hause des Factors und warf einen ängstlichen Blick nach dem Schuppen. Der

Schlitten stand nicht darin. Rex ist noch nicht aus der Stadt zurück. — Dann trat er in die Hausthür. Es war alles finster; doch hörte er, daß Jemand in der Küche beschäftigt war. Er wagte einige Male leise zu klopfen. Niemand öffnete, sein Klopfen schien von dem Geräusch innerhalb übertäubt zu werden. Er wartete eine lange Weile, endlich ging die Thüre auf und eine kurze, dicke Frau trat heraus, in der einen Hand eine große Schüssel, über die ein Brettchen gedeckt war, und auf diesem stand ein Licht. Sie hatte ihre Augen nachdenkend auf das Brett versenkt und mochte sich im Geiste lebhaft mit dem Häringssalat beschäftigen, der darunter in der Schüssel verborgen war. Auch die weit hervorgeschobene bauschige Unterlippe zeugte von Nachdenken; langsam und vorsichtig drehte sich die Frau eben herum, um mit dem Fuße die Thüre hinter sich zuzustoßen, als sie die dunkle Gestalt in der Hausflur sah und einen lauten Schreckensschrei ausstieß. Mühsam hielt sie die Schüssel fest, — der Leuchter wackelte klappernd auf dem Brette hin und wieder.

„Ich bin's, Frau Rex," sagte Winkler hinzutretend.

Frau Rex aber blieb dieser Aufklärung gegenüber so gleichgültig, wie ein Paßvisitator gegen eine

verfallene Paßkarte, die ihm als Legitimation vorgelegt wird. Sie hatte die Schüssel auf die Erde gesetzt und hielt sich unter dem stöhnenden Ausrufe: „Ach Gott! ach Gott!“ — mit den Händen beide Weichen.

„Warum melden Sie sich denn nicht, — wie andre ehrliche Leute — wenn Sie zu Einem — Abends ins Haus kommen,“ rief sie endlich, nachdem sie ihre Fassung einigermaßen wieder erlangt hatte, „warum — schleichen Sie denn — so — und verstecken — sich im Hause, — als wollten Sie Einem — auflauern?“

Winkler war im höchsten Grade betroffen. Er hätte nie gewagt, der Factorsfrau nur ein unhöfliches Wort zu sagen, und jetzt hatte er sie fast bis zum Tode erschreckt, jetzt in einem einzigen Augenblick hatte er sie schwerer beleidigt und erzürnt, als tausend grobe Worte es vermocht haben würden! Er stand da wie ein Kind, das harmlos mit dem Glockenstrang gespielt hat, und als Wirkung eines einzigen Ruckes den mächtigen Schlag hört, der Tausende von Menschen verwirren wird.

„Ich habe,“ stotterte Winkler, „ich habe mehrere Male an die Thüre geklopft.“

„Das ist erlogen,“ rief Frau Rex, „gehorcht haben Sie, gelauscht — ge —“

„Bei Gott nicht, liebe Frau Rex.“

„Nun, was wollen Sie hier?“

„Ich habe noch einige Thaler Lohn zu bekommen.“

„Mein Mann ist noch nicht aus der Stadt zurück.“

„Ich will warten, bis er kommt.“

„Muß denn das noch heute sein? So spät? Der arme Mann ist allemal todtmüde, wenn er kommt, gönnt Ihr ihm nicht einmal das bischen Feierabend? Hat denn die Sache nicht bis morgen Zeit?“

„Ich brauche das Geld heute noch, gute Frau Rex.“

„Nun, dann warten Sie,“ rief die Frau kurz und ging mit der Schüssel die Treppe hinauf.“

Nach einer Weile kam Frau Rex wieder herab. Der Weber stand in der Hausthürecke. Sie leuchtete ihm ins Gesicht. Er sah so demüthig, so zerknirscht aus. Sie hat ihm ihre Meinung tüchtig gesagt, das schadet ihm gar nichts, er mag immerhin so aussehen und seine einfältige Handlungsweise bereuen, — aber er mag hineingehen in das untere

warme Zimmer, da liegt nichts herum, da drinnen mag er warten, bis der Rex kommt.

Sie hieß ihn in das untere Zimmer eintreten, leuchtete mit dem Lichte überall umher und ließ ihn dann im Finstern zurück.

Winkler trat an's Fenster und blickte auf die Straße. Im Mondenlichte glänzten die Fenster des gegenüberliegenden Häuschens, von denen ein jedes aus mehreren runden, großen Brillengläsern ähnlichen Scheiben gebildet war; gelbliches Moos hüllte die Fensterbretter ein; das die weißen Mauern mannichfach durchkreuzende Gebälk nahm im Mondenlichte eine tiefschwarze Farbe an; mitten auf der Straße hüpften im Schnee mehrere Sperlinge und Raben umher. Es war spät, sehr spät, und kein Mensch ging auf der Straße und tiefe Stille herrschte. Es war Weihnachtsabend, aber alle Fenster in den niedern Häuschen waren finster, bis auf die, welche von außen durch das Mondenlicht erhellt wurden; von innen drang kein Licht heraus, im Innern war es finster und kalt und die Menschen lagen auf ihren Lagern.

Winkler stand und sah durch's Fenster, zuweilen aber wandte er sich nach dem stillen, finstern Zim-

merraume um. Sie lag nicht hier, seine todtkranke Frau; an der Stelle, wo ihr elendes Nachtlager ist, steht hier ein Tisch; auch Anna, die neunjährige Tochter, die treue, unermüdliche Pflegerin der Mutter ist nicht hier, und die vier andern Geschwister sind auch nicht da, und Niemand ruft hier: Vater, mich hungert, Niemand ruft hier: Vater, mich friert! Wie der Weber so plötzlich aus dem monatelangen Jammer herausgehoben scheint! Er sieht nach den flimmernden Fenstern drüben, und nach dem Moose und dem schwarzen Gebälk an dem weißen Häuschen, und nach den Raben und Sperlingen im Schnee, und dann dreht er sich um und sieht in das dunkle, stille, aufgeräumte Zimmer und denkt bei sich, wie das wäre, wenn er hierher gehörte, und wenn es so, wie es jetzt ist, immer gewesen wäre und immer so bliebe. Auf einen Augenblick zerschneidet seine Einbildungskraft wirklich alle Fäden, die ihn mit seinem Heimathsdorfe und mit den tausend Verhältnissen seines Lebens verbinden, und er stand da und blickte hinaus und hinein und es gab nichts, gar nichts für ihn, als die stille Straße und das dunkle, aufgeräumte Zimmer.

Da plötzlich schrien die Raben draußen: „Grab! Grab!“ und flogen auf und davon.

Winkler schauerte, aus seinen Träumen erwachend, zusammen. Und als er hinaussah, da schien das Mondenlicht auf das Moos an den Fenstern gerade wie auf ein Grab, und die schwarzen Balken zwischen dem weißen Gemäuer fügten sich zu den Umrissen eines Sarges zusammen. Er sah sich um, und das Zimmer kam ihm plötzlich fürchterlich fremd vor, und er hatte nun doch fünf Kinder daheim, und Anna weinte doch, und die Andern sagten doch: Vater, mich hungert, und Vater, mich friert, und daheim lag auf elendem Stroh sein todtkrankes Weib und fror jetzt und wartete auf ihn, der Holz mitbringen nnd ein warmes Zimmer machen wollte. Ha! wie sollen die Flammen da emporschlagen, wie soll es knistern und knattern, und sie soll auflauschen und es hören und bald eine süßschauernde Wärme ihren erstarrten Körper durchströmen fühlen. Für Brod wird Gott sorgen, wenn er sieht, daß der Hausfrau wieder das Leben gerettet ist, und so spät die Stunde ist, er wird noch Holz bekommen, irgendwo, er will es ja kaufen, er kommt ja mit dem Geld in der Hand, und im Nothfalle wird er die Thür zer-

sprengen, hinter welcher der Holzverkäufer wohnt, und das Holz selbst nehmen und dem Manne das Geld in's Gesicht werfen. — Knallt nicht in der Ferne eine Peitsche? Könnte das nicht Rex sein? Nein, er sitzt wohl zu tief im Schlitten drin, die weiße Plane versperrt den Raum, der zum Schwingen der Peitsche nöthig wäre, er knallt nicht. Rex ist das nicht! — Geld! Welches Geld? Das Geld, das Rex zurückbehalten hat vom Lohne, eines Fehlers wegen, den das Stück an sich hatte. Warum er gerade so viel und nicht weniger zurückbehalten hat! Sollte er es für möglich gehalten haben, daß man in der Stadt den Fehler so hoch veranschlagen könnte? Er geht immer sehr sicher, der Meister Rex; aber dießmal hat er's zu genau genommen, gerade dießmal. „Den Rex ruinire ich," rief der ruchlose Dittrich; wenn Rex ihm das Geld geben wird, will er die Gelegenheit benützen, ihn vor Dittrich zu warnen, will er ihm Das ganz im Vertrauen mittheilen. Klingt da nicht ein Schellengeläute das Dorf entlang? Es klingt stark und voll, das ist das Geläute eines Zweigespannes; Rex hat nur ein Pferd vor dem Schlitten. Die Kirchuhr schlägt. Rex bleibt lange. Wenn er mit dem Schlitten umgeworfen wäre oder

im Schnee stecken geblieben, wenn ihm das Pferd durchgegangen wäre, wenn irgend ein Unfall passirt wäre und Rex läge in irgend einem Hause an der Straße unbeweglich und schwer verwundet, jetzt in dem Augenblicke, wo er kommen soll!

Frau Rex trat mit dem Lichte ins Zimmer und holte etwas aus einem Glasschranke.

„Meister Rex bleibt recht lange aus," sagte Winkler zutraulich, „ich sage nicht meinetwegen, gute Frau Rex" fügte er schnell hinzu, „sondern ich denke, es könnte ihm leicht etwas passirt sein."

Frau Rex erschrack und ihr rothes Gesicht wurde leichenblaß.

„Müßt ihr Einen denn auf solche Gedanken bringen?" rief sie weinerlich und die Hand heftig an den kugelrunden Busen pressend, „was soll ihm denn passirt sein? Warum soll ihm denn etwas passirt sein? Ich glaube, Ihr wünscht es, daß ihm etwas passirt wäre, denn sonst würdet ihr nicht so sprechen. Mit Eurem Altweibergeschwätz könnt Ihr Einem vollends —"

Sie vollendete nicht, sondern eilte mit dem Lichte zur Thür hinaus, denn im Hofe tönte ein Schellengeläute und Rex war wirklich wohlbehalten angelangt.

Winkler folgte ihr. Rex war aus dem Schlitten gestiegen. Seine Frau kehrte, als sie den Weber hinterdrein kommen sah, in das Haus zurück. Winkler grüßte freundlich, sein Herz klopfte heftig, er wagte kein Wort weiter zu dem Factor zu sagen, sondern ging an das Pferd heran und versuchte dem Factor beim Ausschirren behülflich zu sein.

„Laßt das sein," rief ihm Rex zu, „Ihr verstehts nicht, ich werde allein fertig."

Auch das Pferd sah sich nach dem Weber um, als wolle es ihm zu verstehen geben, daß er sich darein gar nicht zu mischen habe.

Rex aber hätte Jedem gern das Ausschirren überlassen, wenn es nur Winkler nicht gewesen wäre!

„Mit Eurem Stück Arbeit bin ich schön angekommen!" sagte Rex, als er das Pferd in den Stall führte, im Vorbeigehen zu Winkler.

Dieser sah dem Factor in das verdrießliche Gesicht und lachte. Er hatte sichs ja schon gedacht, daß die Sache nicht so ganz ohne Folgen ablaufen würde!

„Die Sache ist gar nicht zum Lachen," sagte Rex, als er aus dem Stalle kam, wir wollen nachher darüber sprechen, ich komme gleich wieder."

Der Weber stand unten im Hofe. Inzwischen setzte Meister Rex oben vor seiner Frau die Flasche mit dem Rum auf den Tisch und sagte, die Citrone von dem Papiere befreiend: „Es war doch gut, daß ich dem Winkler anderthalb Thaler von seinem Lohne zurückbehalten habe."

„Sagte ich's nicht?" rief die Ehefrau, „und Du wolltest ihm erst nur einen Thaler abziehen."

„Gerade das beträgt unser Abzug. — Ich malte den Herren das Elend des Mannes in den schwärzesten Farben; vergebens, es blieb beim Thaler!"

„Da können wir uns noch gratuliren, daß es nicht anderthalb Thaler wurden."

Rex sah seine Frau eine Weile an, als ginge er stumm mit ihr zu Rathe und sagte dann, etwas bedenklich mit dem Kopfe nickend:

„Es ist freilich ein bischen viel."

Frau Rex erhob den Kopf und rief, mit einem durchdringenden Blicke in die braunen Augen ihres Mannes:

„Du wirst doch nicht vom Princip abweichen wollen? Dann kommen wir nie auf einen grünen Zweig. Nicht wahr, Du hast die Plage und Verdrießlichkeiten, fährst in Schnee und Regen, in Hitze

und Kälte den Leuten ihre Arbeit in die Stadt und die können ruhig zu Hause sitzen. Und das Pferd will auch gefüttert sein, und die wenigen Groschen, die wir am Stück verdienen, können's doch allein nicht machen! Wir sind Geschäftsleute und müssen doch auf unsern Verdienst sehen, so haben's die Herren in der Stadt auch gemacht, und nur ein Narr wird sagen, es sei eine Sünde, daß sie dabei reich geworden sind. Das wäre —"

„Beruhige Dich nur und zanke nicht am heiligen Weihnachtsabend mit mir," unterbrach Rex seine aufgebrachte Ehefrau, „ich werde auch dießmal nicht vom Princip abweichen."

Mit diesen Worten ging er hinunter in den Hof und sagte dem ängstlich wartenden Webersmann, daß die Sache allerdings nicht zum Lachen sei, denn er solle eigentlich gar keine Arbeit wieder erhalten, aber er käme dießmal mit einem Abzuge von anderthalb Thalern davon.

„So bekomme ich nichts heraus?" rief der Weber laut weinend, „nichts, gar nichts?"

„Nein, guter Mann."

„Ich kann, ich darf nicht ohne Geld fortgehen, ich muß Geld haben —"

„Erinnern Sie sich, Sie stehen schon im Vorschuß bei mir," sagte Rex mit einem Seitenblick nach der Hausthür, wo er aus dem Dunkel hervor die weiße Schürze seiner Frau schimmern sah, „ich kann nichts weiter für Sie thun. Gehen Sie nach Hause, und arbeiten Sie recht fleißig, und recht solid, der liebe Gott wird schon helfen. Gute Nacht!"

Rex schritt der Hausthüre zu, wo ihn seine Frau erwartete.

„Was! er steht schon in Vorschuß bei Dir?" sagte sie erstaunt, als Beide die Treppe hinaufstiegen, „davon hast Du mir ja gar nichts gesagt! Du bist auch ein Geschäftsmann, wie gar keiner!"

Winkler aber blieb noch lange unten im Hofe, noch viele Thränen, die ihm über die Wange rannen, wurden hier zu Eis, während das Ehepaar oben längst nicht mehr an ihn dachte. — Endlich schritt er langsam hinaus und das Dorf entlang. Die Sterne funkeln mit kalter Klarheit auf das Gebirge herab, auf Tannenwaldungen und Dörfer, auf Schluchten und Fahrwege. Der Hemmschuh kreischt, die Räder singen und die Schritte knirschen auf dem festen eingefleischten Schnee. Der Weber starrt in die Gegend hinaus und vor seinen Blicken werden die

Berge blau und die Wiesen grün, Aehren wogen auf den Feldern, Lerchen singen in der blauen Luft, aus dem Walde ruft der Kukuk und die Mittagssonne strahlt herab und brennt und sengt und verbreitet eine Hitze, eine Gluth, daß alle Menschen den Schatten aufsuchen. Aber er, der Weber, will zu seinem Weibe eilen und es auf den Armen herbeitragen in die Sonnengluth, die kein Holz und kein Geld kostet, in die Sonnengluth — ach! nur eines einzigen warmen Sommertages! Aber der Nordwind weht und die Winterlandschaft steht wieder vor ihm und er geht weiter. — — —

Der Weihnachtsengel zieht nach Mitternacht über das Land und kehrt überall ein, in Palästen und in Hütten, schwebt flüchtig durch die Räume, wo Menschen sind und sieht, woran sie sich freuen.

Durch die Purpurvorhänge, die wie Feuer wallen hinter den strahlend erleuchteten Fenstern eines Hauses in der Stadt, eines Hauses, genannt „Blutschlößchen", durch die Purpurvorhänge ist er hineingeschwebt in ein großes Zimmer. Dort strahlen Weihnachtsbaum und Kronleuchter um die Wette und dreifach geben die Spiegel mit vergoldeten Rahmen, auf Pfeiler-

tischchen mit zierlich geschwungenen Füßen und Marmorplatten ruhend, dreifach geben sie den Schimmer zurück.

Im neuen Sammetschlafrock wiegt sich Herr Locke in den schwellenden Polstern des Divans, er ist guter Laune, der schöne Festabend und der feurige Wein haben ihn über die tausend Geschäftssorgen hinweggehoben und allen häuslichen Kummer vergessen lassen. Clärchen hat die zarten, weißen Arme um den Hals der Tante geschlungen. Alle Drei blicken aufmerksam in die Ecke des Zimmers, denn dort steht Meyerhoff im schwarzen Frack hinter einem Tische und bereitet der kleinen Gesellschaft ein vortreffliches kleines Schauspiel. Er steht hinter einem kleinen theaterartigen Gebäude von Pappe. Auf der, dem Auditorium zugekehrten Vorderseite desselben erscheint ein reizendes Blumenbouquet auf einer schwarzen Papptafel, in die kleine zahllose Löcher eingestochen sind, welche die Figur bilden. Dahinter dreht sich eine Art Trommel von buntem geölten Papier, und innerhalb dieser Trommel brennen Lichter, und das Alles giebt die magische Erscheinung vorn auf der Tafel. Meyerhoff zieht die Tafel heraus und steckt eine andere ein, und jetzt erscheint eine

Fontaine, dann ein Tempel, und unter vielem Andern sogar die Krippe mit dem heiligen Christuskindlein, der Mutter Marie, dem Joseph, den Hirten und den heiligen drei Königen.

Manchen langen Winterabend hat Meyerhoff in seinem Zimmer an diesem Farbenspiele gearbeitet, gestochen, geleimt und gehämmert. Doch all' die Mühe war vergessen in dem Augenblicke, als Clärchen in der einsamen Ecke das sinnige Weihnachtsgeschenk gewahrte und jubelnd den Onkel und die Tante herbeirief. Aber Meyerhoff that, als bemerkte er von dem Allen nichts und war erstaunt, wie das Farbenspiel hierher gekommen war und konnte sich selbst nicht erklären, von wem es gekommen sei und wer es gebracht habe — bis denn endlich Herr Locke leutselig und freundlich ihm mit dem Finger drohte und ihm andeutete, er solle sich nur nicht länger verstellen, da gestand es Meyerhoff, daß er der Geber sei. Clärchen fiel ihm um den Hals und gab ihrem Freunde einen Kuß auf die Wange, daß dieser vor Freude und Bestürzung die Rolle Ducaten aus der Hand fallen ließ, die als Weihnachtsgeschenk auf seinem Tischchen gelegen hatte.

Meyerhoff ist glücklich heute, wie noch nie. Schon zu wiederholten Malen hat er das Farbenspiel in Gang setzen müssen. Tante und Nichte können sich nicht satt sehen; Herr Locke hat gesagt, man solle Herrn Meyerhoff doch einmal ausruhen lassen, er sei gewiß müde genug von der angestrengten Tagesarbeit, die Meyerhoff bis zum letzten Augenblicke vor der Bescheerung fortgesetzt hatte, und von der er, trotzdem daß drei Mal nach ihm in's Comptoir heruntergeschickt wurde, nicht eher abließ, als bis Herr Locke selbst kam und ihn unter freundlichem Schelten heraufholte.

Während Meyerhoff aber noch hinter dem Farbenspiele steht und die glitzernden Bilder vorführt, erhebt sich von der Straße herauf ein vierstimmiger Gesang. Clärchen hebt den Finger, die Tante wendet das schöne, blasse Gesicht, Meyerhoff läßt das Farbenspiel ruhen, und Herr Locke rückt sich mit einem wohlwollenden: „Aha!“ in seinem Divan weiter nach der Lehne zu. Alle lauschen auf das schöne Weihnachtslied:

„Stille Nacht, heilige Nacht.“

Der reiche Fabrikant, dem zu Ehren die Bedeutung dieser Nacht durch die vier Sängerkehlen unten

verherrlicht wurde, überflog, während die Harmonien heraufrauschten, mit einem stolzen Blicke das ganze, reich decorirte Zimmer, von dem vergoldeten Kronleuchter und den Spiegeln bis zu den Purpurvorhängen. In der Nähe einer dieser Purpurvorhänge bleibt er haften. Denn dort in der entferntesten Ecke saß die vergessene Gouvernante. Sie war wohl müde von den vielen Mühen des heutigen Tages und schlief? — Mit offenen Augen träumte sie von den Fenstern, die sie gegenüber sah, von einem Sommernachtsmärchen, das sich nächsten Sommer nicht wiederholen wird und keinen der darauf folgenden Sommer. Sie hörte nur auf die Tenorstimme, die von unten herauf klang, und dachte an eine andere Stimme, die ähnlich geklungen hatte und nun nicht mehr sang. — Sie war glücklich, daß man sie nicht beachtete; in der finstern Fensternische sah Niemand ihre quellenden Thränen. — —

Und der Weihnachtsengel zieht weiter über das Land und schwebt durch dicht verschlossene Fensterläden, die keinen Schimmer von Licht auf die Straße fallen lassen. Und da sitzt im behaglichen Zimmer der Factor Rex mit seiner Frau am runden Tische. Die Lichter des Tannenbäumchens sind fast herab-

gebrannt, aber der Punsch dampft noch kräftig aus der frisch gefüllten Terrine und Frau Rex kann sich nicht satt sehen an dem herrlichen Seidenstoffe, den ihr der Weihnachtsmann gebracht hat, während Meister Rex nicht aufhört, die neue silberne Tabaksdose, mit welcher er überrascht worden ist, zwischen den Fingern zu drehen und daraus zu schnupfen. Auch Rex ist in der heitersten Stimmung, wie sie die schöne Feier nur mit sich bringen kann, und er hat die Geschäftssorgen von sich geworfen und dafür einen leichten Punschrausch eingetauscht, und Frau Rex sieht im Geiste ihren behäbigen Leib von dem neuen seidnen Kleide umrauscht, das sie nächstes Frühjahr, wenn die harte Zeit überstanden ist, schmücken wird auf manchem Gang zu dem Tempel Dessen, der heute den Heiland in die Welt sandte. —

Und weiter über das Land zieht der Weihnachtsengel und schwebt durch niedre Fenster in ein trauriges Zimmer. Dort liegt auf ihrem Strohlager die Todte. Am Fenster prangen noch die Eisblumen, so dick und so fest, daß das Mondenlicht draußen bleiben muß, und daß sie fast wie schwarze Schatten erscheinen — die Eisblumen, an deren Düften sie gestorben war. Sie liegt starr und still und friert nicht mehr. Das

Leben bedarf des Sonnenscheins nicht wieder, es wird nie eine Blüthe wieder tragen, es ist dem Schnee und Eise des Winters angetraut — und abgehärtet für den ewigen Nordpol des Todes. Der Weber schläft neben ihr auf der Diele und die Kleinen schlafen auch. Sie konnten es heute nicht fassen, sie haben lange vergebens geweint und die Hände gerungen, bis sie, ermüdet vom heißen Schmerze, der sie die Kälte vergessen ließ, einschliefen. Morgen früh werden sie die unterbrochene Arbeit wieder aufnehmen — das leere Buch, das die Nacht brachte, damit sie es mit ihren Thränen vollschreiben sollen, bleibt dort auf dem Strohe liegen. Sie können sich Zeit nehmen. Nur Anna wacht und steht am Fenster. Diese zierliche, schlanke Kindesgestalt mit dem schwarzwallenden Haare, ist eine Blume, die solchem Elende entsproß? Es ist ein Räthsel der Natur, wie dieses weiße, liebliche Gesicht der Beitze der bittersten Armuth widerstand, wie aus diesen braunen Augen kein harter Winter den innigen Frühlingsblick zu verdrängen vermocht hat! Anna steht am Fenster, sie friert nicht, sie steht in heißen Gedanken. Ist es wahr, daß die Mutter todt ist? Es ist der erste Sterbefall, den sie in ihrer Familie erlebt hat. Sie denkt an Nachbars Jettchen,

das längst keine Mutter mehr hat. Ist es möglich, daß die kleine Freundin einst denselben wühlenden Schmerz empfand, den Anna jetzt trägt, ohne ihn fassen zu können; ist es möglich, daß die Freundin, wenn sie Hand in Hand mit Anna im leichten, gleichgültigen Geplauder durch das Dorf und über die Wiesen streifte — dasselbe schreckliche Bewußtsein in sich trug, keine Mutter mehr zu haben, immer und überall? Und ist sie nicht eben so groß und so alt wie Anna — spricht sie nicht gerade wie Anna — hat sie nicht Augen wie Anna — und haben sich die Kinder nicht oft umschlungen gehabt, und haben nicht ihre Hände ineinander geruht und ihre Herzen aneinander geschlagen — und da drüben, die nahe Freundin war von dem Bewußtsein durchströmt, daß sie keine Mutter mehr habe? Und nun hat Anna auch keine Mutter mehr! Wer sagt das? Dort liegt sie ja, die Mutter. Liegt sie nicht da, wie sie schon lange dagelegen hat? Vor wenig Stunden schauerte die Mutter zusammen, und mit diesem Schauer soll ihr Leben abgeschlossen haben? Seit diesem Schauer hat sich kein Glied mehr geregt, hat das Herz nicht mehr geschlagen, seitdem starren ihre Augen unbeweglich zur Decke. Dieses Schauers wegen

wird sie nächster Tage auf die Bahre gelegt und in ein Grab versenkt und mit Erde überschüttet, daß ein Hügel entsteht, gerade wie die andern vielen Hügel des Kirchhofs? Zu diesem Hügel wird Anna gehen müssen, wenn sie zu ihrer Mutter will? — Nein, es kann nicht sein, es ist nicht wahr! Anna kniete neben der Todten nieder und hob der Mutter Hand empor, legte sie auf der Mutter Herz und fragte: „Mutter, nicht wahr, Du bist nicht todt?" Die Mutter blieb stumm und ließ die Hand ruhig auf ihrem Herzen liegen. Da nahm Anna wieder die Hand und legte sie an ihre brennende Wange. „Mutter, ist es wahr, daß Du gestorben bist?" Die Mutter blieb stumm, und als Anna die Hand der Mutter losließ, fiel diese herab auf das Stroh, das raschelte. Anna blickte der Mutter in die starren Augen. „O! Mutter, sieh nicht so lange dorthin, mache die müden Augen zu und schlafe." Sie drückte der Mutter sanft die Augen zu, und diese ließ es geschehen und öffnete sie nicht wieder. Anna sah unverwandt eine lange Weile die Mutter an, eine fürchterliche Ueberzeugung umspann von Augenblick zu Augenblick immer dichter und fester ihre Seele; plötzlich preßte sie beide Hände krampfhaft zusammen

und fiel mit dem herzdurchschneidenden Ausrufe: „Und meine Mutter ist doch gestorben!" auf den stillen Körper der Todten nieder.

Der Vater und die Geschwister wußten Nichts davon, sie blieben in ihrem tiefen Schlaf versunken. Anna lag bewegungslos auf der Leiche. Kein Laut war in der Stube zu vernehmen. Sie glich einer Todtengruft. So blieb es lange, lange. Da plötzlich regte sich etwas. Anna war es, die sich langsam emporrichtete. Es war, als stünde Jemand in der Gruft vom Tode auf und besänne sich brütend auf das Leben. Sie trat an das Fenster und starrte die Eisblumen an. Ihr kleines Herz klopfte wild und stürmisch, ihre Hand zitterte heftig. Es war in ihrem Innern ein Wechsel der Empfindungen eingetreten. Der Schmerz war der Bitterkeit gewichen. Sie hatte ihre Gedanken vom Todtenlager zurückgesponnen in die ferne Stadt, zu den reichen, herzlosen Menschen, die darin wohnen. Dort in der Richtung, von der aus der Mond matt durch die Eisblumen schimmert, liegt diese Stadt. Tausend wilde Gedanken über die Stadt und ihre herzlosen Menschen durchkreuzten ihr Hirn, als sie durch die Eisblumen starrte. Da fiel ihr Blick auf ein Stück

Papier, das am Fenster lag. Sie ergriff es hastig. Es war der Abgabenzettel, aber es war Papier und das einzige Stück in der Hütte. Sie überlegte und dann schlich sie sich zur Thüre hinaus und leise über den knarrenden Schnee draußen. Nachbars Jettchen hat Dinte und Feder. Die Thüre ist nicht verschlossen; — solch nackter Armuth gegenüber bleibt dem Diebe ja nichts Anderes übrig, als ehrlich zu sein. Anna hat im Finstern Beides gefunden und dort steht die Oellampe. —

Leise, wie sie gekommen, schleicht sie zurück. Mit zitternder Hand zündet sie die Lampe an. Sie wirft einen finstern Blick auf den schlafenden Vater, als wollte sie ihm — falls er vom Schein der Lampe erwacht wäre und sie von ihrem Beginnen abhalten wollte — durch diesen Blick die Zunge lähmen. Er schläft, und mit glühendem Antlitz und in fieberischer Hast schreibt Anna auf die Rückseite des Abgabenzettels. Sie brach, als sie mit Schreiben fertig war, den Zettel wie einen Brief zusammen. Ihr maßloser Schmerz war in einen kindisch-leidenschaftlichen Ausdruck übergeflossen und jetzt schlug ihr Herz wieder ruhiger. Sie legte das kleine, müde Haupt auf den Tisch,

vor dem sie saß; aus ihren Augen drang ein wohlthuender Thränenstrom, und, die letzten Thränen im Auge, schlief sie ein.

Capitel 10.

Im Finstern.

Die Festtage, von denen man Monate lang sprach, sind vorüber. Die Commis im Comptoir von Locke und Sohn haben sie noch nicht ganz verschmerzt. Mit Vorliebe vergegenwärtigt sich der Eine und der Andre, wie er um die jetzige Zeit, wo im Comptoir zur langen Abendarbeit die Lampen angezündet werden, am ersten Feiertage bei Kaffee und Stollen in einem heitern Familienkreise saß, — oder sich um eben diese Stunde, am zweiten Feiertage, daheim vor dem Spiegel sorgfältig für den Ball zurechtstutzte, — oder wie man zu derselbigen Morgenstunde, wo eben Herr Locke in das Comptoir tritt und mit flinkem, scharfem Blicke den Herren auf die Federn sieht, wie man um dieselbige Stunde am ersten und

zweiten Feiertage mit offnen Augen noch im weichen Bette lag und behaglich über Allerlei nachdachte und Pläne für den schönen, freien Tag entwarf. So lange hat man sich auf das Fest gefreut und vorbereitet, und so schnell ist es vorübergegangen! Und wie unglücklich trifft sich das — Neujahr fällt auf einen Sonntag! Mühlbach verglich das einem Hunde, der mit seinem eignen Schwanze angebunden ist.

„Das nächste Fest ist erst Ostern," sagte Carl, „und das fällt dies Mal sehr spät!"

„Wir müssen noch einen Bußtag dazwischen haben," wandte Mühlbach ein und sah sogleich nach dem Kalender, der seine Behauptung bestätigte.

Dagegen hatte Meyerhoff schon mehrfach geäußert, daß er sich ordentlich wieder wohl fühle, nachdem die Festtage vorüber seien, und wenn es nach ihm ginge, so müßten sämmtliche Feiertage aus dem Kalender gestrichen werden; man versäume dabei nur die kostbare Zeit und die Geschäfte gingen rückwärts statt vorwärts.

Wahrscheinlich um diese Gefahr von der Firma Locke und Sohn abzuwenden, war es geschehen, daß Meyerhoff die beiden Weihnachtsfeiertage — mit Ausnahme eines Nachmittags, den er der Familie des

Principals hatte opfern müssen — unter angestrengter Thätigkeit im Comptoir verbracht hatte. So versicherte wenigstens mit einiger Bitterkeit der Markthelfer, der sich zum Oeffnen und Schließen der Fensterläden hatte einstellen müssen und dadurch verhindert worden war, eine kleine Reise zu seinen Verwandten zu unternehmen.

Mit den Festtagen zugleich hat auch die strenge Kälte ein Ende genommen. Es thaut von den Dächern, Bruchstücke von Eiszapfen und Schneemassen fallen herab und machen die Gassen unsicher. Die blendend weiße Decke, die überall ausgebreitet lag, hat sich in eine schmutziggraue Suppe aufgelöst, durch welche an vielen Stellen schon das Straßenpflaster hervorschaut. Man hört auf den Gassen fortwährend Ueberschuhe klappern und lächelt über die nur vereinzelt vorkommende Erscheinung eines Schlittens, in dem man schon den abgeschiedenen Geist des Winters zu erkennen glaubt, der, keine Ruhe findend, jetzt „umgeht." — Mühlbachs Freude über die überstandene Kälte wäre bald dadurch verbittert worden, daß Meyerhoff in Herrn Locke's Beisein die laute Aeußerung that, man brauche am Ende jetzt im Comptoir gar nicht mehr zu heizen.

Heute stellte sich auch Rex wieder ein. Er hatte sein Fuhrwerk vom Schlitten zum Wagen umgeschaffen und führte bittere Klagen über den schlechten Weg.

Als Rex im Lauf des Tages seine Brieftasche herauszog, erinnerte er sich eines kleinen Auftrages, den er übernommen hatte. Er übergab Herrn Meyerhoff einen in Briefform zusammengebrochenen Zettel. Die Schriftzüge darauf bildeten ein sonderbares Gemisch zwischen einer kindischen Schulhand und der Schrift eines zitternden Greises.

Meyerhoff las:

„Herr Fabrikant!

Ich schreibe dieses am Todtenlager meiner Mutter. Fünf Geschwister werden von nun an um sie weinen. Sie war uns das Liebste auf der Welt — nun muß sie begraben werden. Und *Sie* haben sie unter die Erde gebracht. So grausam wie Sie mit meinem Vater umgegangen sind, daß der arme Mann keine warme Stube hat machen können, — da hat sie erfrieren müssen! — Es steht in der Bibel, man soll seinen Feinden verzeihen, ich *kann* Ihnen nicht verzeihen, Herr Fabrikant; ich will mir aber Mühe geben, nicht

an Sie zu denken. — Aber es giebt einen Gott über uns, der Sie nicht vergessen wird. Wenn es Ihnen auch noch lange gut geht, es kommt doch ein Tag, wo Er Gericht mit Ihnen halten wird. Dann denken Sie an mich und meine arme Mutter, die dann längst zu Asche geworden ist. Dann denken Sie daran! A. W."

Meyerhoff sah, als er gelesen hatte, den Factor mit einem mitleidigen Lächeln an, als thäte es ihm um Rex leid, daß er — ein sonst so vernünftiger Mann — einen solchen Auftrag übernommen habe.

Rex, der die stumme Sprache verstand, zuckte lächelnd die Achseln und sagte:

„Als mir die Kleine den Brief brachte und mir auf die Seele band, ihn ja richtig abzugeben, — habe ich ihr natürlich vorgestellt, daß an dem Tode ihrer Mutter Niemand schuld sei, als der liebe Gott, ohne dessen Willen ja kein Sperling vom Dache fällt. Ich dachte aber, es könne nichts schaden, wenn ich den Brief abgäbe; die reichen Herren in der Stadt können sich doch dann ungefähr einen kleinen Begriff davon machen, wie es den armen Dorfwebern ergeht."

Den Factor mit weiteren Vorwürfen verschonend, begnügte sich Meyerhoff, nach dem Alter des Briefstellers zu fragen und dem Meister Rex, da er nun doch einmal das Botenamt übernommen habe, ein Compliment an den Schulmeister des Dorfes aufzutragen, von dessen Geschicklichkeit — als Lehrer der Dorfjugend — dieser Brief ein glänzendes Zeugniß ablege. Rex lachte und Meyerhoff lachte auch. Dann ging er hinüber ins Comptoir, hielt den Brief empor und rief: „Ein Curiosum!" Mühlbach eilte von seinem Pulte herbei und machte sich mit dem Inhalt des Curiosums bekannt, und Carl that über des Buchhalters Achsel hinweg ein Gleiches. Mühlbach selbst konnte sich eines Lächelns nicht erwehren: irgend ein armseliges Geschöpf wagt da einen Angriff auf die Firma Locke und Sohn; auf den Mann, der nur ein einziges Wort auszusprechen brauchte, um Mühlbach mit Weib und Kindern und mit der ganzen Haushaltung erbeben zu machen! Man stelle sich diesen Mann vor, in dessen Händen die Drähte von tausend Lebensverhältnissen zusammenlaufen — und dann halte man dieses armselige Blatt Papier daneben, auf welchem diesem Herrscher kindische Federzüge die herbsten Vorwürfe machen, die Verdammniß

prophezeien. Und — „Gottes Strafgericht“ — in einem Comptoir! Diese Anklänge an einen Wahn der Kindheit, der in der Brandung unsres großen Daseins als Nußschale untersinkt! Welch ein romanhaftes Kind! Ein Bächlein, das seine Blumen mit in's Weltmeer bringen will! Wenn man so Etwas Abends nach gethaner Arbeit beim Lampenscheine in einem Buche liest, so nimmt man es, der Unterhaltung wegen, wohl mit leidlichem Ernste auf, — aber mit solcher Phantasie in's wache Leben selbst hineingreifen wollen — Mühlbach konnte sich wirklich eines Lächelns nicht erwehren. Er ging wieder an sein Hauptbuch und nahm sich vor, den sonderbaren Vorfall heute seiner Frau zu erzählen.

Carl las den Brief mit komischem Pathos vor, und machte sich den Spaß, ihn auf Herrn Locke's Pult zu legen.

Niemand war auf irgend eine Wirkung gespannt, als Herr Locke bald darauf eintrat und die Zeilen überlas. Aber wie horchten Alle auf, als sich Herr Locke räusperte und um seinen Mund sich die seltne Falte eines wohlwollenden, launigen Gedankens legte. Und als Herr Locke, den Brief sanft in den Papier=

korb gleiten lassend, die Worte sprach: „Was den reichen Leuten doch Alles in die Schuhe geschoben wird —" da standen den Herren die Herzen still und Jedem zuckte ein Lächeln über den Mund. Als Herr Locke aber mit der überschlagenden Stimme eines halbunterdrückten Lachens hinzufügte: „Da sollen wir ja Mord und Todtschlag verübt haben" — da schollen die ernsten Comptoirräume vom herzlichsten Gelächter wieder, denn gierig schlürfte ein Jeder die unerhörte Minute ein, in welcher man in Herrn Locke's Anwesenheit und mit ihm zugleich sich einem lauten Lachen überlassen durfte. Der Markthelfer, der draußen das Gelächter hörte und, um zu sehen, was die Herren angestellt haben mochten, eben in's Comptoir trat, blieb an der Thüre wie verdonnert stehen, als er sah, daß der Chef im Comptoir anwesend war und auch mitlachte. Herr Locke sah ihm Das an und mußte deshalb noch mehr lachen, was den Markthelfer ganz verdutzt machte und ebenfalls zum Lachen hinriß. Meyerhoff ärgerte sich ein wenig, daß Herr Locke nicht den Witz vor ihm allein gemacht hatte, — aber Mühlbach mußte noch lange lachen und hat, wenn er später an die glückliche Minute zurückdachte, immer wieder von Neuem lachen müssen. —

Rex war im Expeditionslocale, in vielerlei Geschäftsgedanken vertieft und von Zeit zu Zeit eine Prise aus der hölzernen Dose nehmend (mit der silbernen wagt er sich noch nicht vor die Oeffentlichkeit), mit großen Schritten auf- und abgegangen. Dort in der Ecke lehnt ein grauer Sack, — den heutigen Lieferungstag beherrscht der Factor Rex aus Dorschau doch ganz allein? Der Sack enthält ein Stück Waare, wie sich Rex überzeugt. „Wer hat dies Stück gebracht?" fragte er die mit Messen beschäftigten Burschen. Sie schütteln, laut zählend, die Köpfe. Rex sollte schnell Aufklärung haben. Als er sein Auge nach der sich eben leise öffnenden Thüre wandte, sah er, wie sich der Kopf eines rothhaarigen Mannes hereinsteckte, — das eine der beiden Augen war ganz weiß und blutig unterunterlaufen. Rex erkannte den Mann auf der Stelle. Auch dieser erkannte den Factor. Er zog sein Gesicht, das beim Anblick des Letzteren ein hämisches Grinzen zeigte, schnell wieder zurück und schloß die Thüre.

Das Gesicht sah im Laufe des Nachmittags noch öfter zur Thüre herein.

Niemand wurde es gewahr und Niemand nöthigte den schüchternen Mann, der mit Locke und

Sohn Geschäfte abzumachen hatte und wahrscheinlich nicht stören wollte, zum Eintreten. So oft er vorsichtig zur Thür hereingeschaut und die Herren immer mit dem Factor beschäftigt gefunden hatte, verließ er das Haus wieder und machte, die Hände auf dem Rücken, einen Gang durch die Gassen.

Es war dunkel geworden, die Sonne hatte ihr Thauwerk im Stich gelassen und die schneidenden Abendlüfte fielen gierig darüber her und suchten — als Missionäre des Winters — das erweichte Herz der Erde überredend wieder zu erhärten, daß die Sonne am nächsten Morgen ihre Arbeit wieder von vorn anfangen muß. Frierend kehrte der Mann mit dem rothen Haare eben wieder nach dem Hause zurück. Da stand bereits der Wagen des Factors, und mehre Arbeiter waren beim Scheine einer kleinen Laterne beschäftigt, Garne aufzuladen. Sie warfen einander die bunten Bündel zu und hoch auf thürmte sich zuletzt die Ladung im Wagen — bis zur Plane. Der Rothhaarige sah eine Weile zu, ging dann in's Haus hinein und öffnete wieder leise die Thüre. Es war dunkel und still im Zimmer. Er wagte, einzutreten, und setzte sich auf eine Bank im Winckel. Eben überlegte er noch, ob es nicht besser gethan sei, das Zim-

mer, in dem er sich ganz allein befand, wieder zu verlassen, als er von draußen Schritte und ein lautes Sprechen vernahm. Herr Locke kam mit Rex aus dem Comptoir und richtete, über die Hausflur schreitend, seine Aufmerksamkeit auf den draußen haltenden Wagen. Rex trat hinaus und leuchtete mit der Laterne hinein.

„Habt Ihr denn auch ein Plätzchen für mich übrig gelassen?“ fragte er einen der Arbeiter. „Es ist eine Freude,“ wandte er sich an Herrn Locke, der herangetreten war und die Garne ebenfalls besichtigte, „solch eine reiche Ladung heimzufahren. Das giebt Arbeit und Brod. So müßte es bei Allen sein.“

Herr Locke hörte nicht darauf. Er starrte, die Hände in den Hosentaschen, plötzlich vor sich nieder. Dann eilte er schnell in das Comptoir und kehrte nach einer Weile wieder zu Rex zurück. In seinem Gange lag etwas Zögerndes und schon von Weitem machte er gegen Rex eine abwehrende Handbewegung, die sich dieser nicht erklären konnte.

„Ich muß mit Ihnen sprechen,“ rief er dem Factor zu und öffnete die Thüre des Expeditionszimmers, in das Beide eintraten. „Die Garne müssen wieder abgeladen werden, Meister Rex,“ sagte Herr

Locke, mit der Hand durch die Dunkelheit fahrend. „Sie können sie heute nicht mitnehmen — auf keinen Fall.“

Rex war im höchsten Grade erstaunt und stieß ein jähes verwundertes „Was?“ heraus.

„Ich bin auf den Gedanken erst jetzt gekommen,“ fuhr Herr Locke fort, „man kann nicht gleich an Alles denken, wenn Einem so vielerlei im Kopfe herumgeht; aber Meyerhoff hätte daran denken können. Es ist kein Kinderspiel! — Hören Sie mich an, Meister Rex. Auf Ihrer Brandversicherungspolice, die Sie bei uns deponirt haben, sind die Garne, welche Ihnen Jahr aus Jahr ein von uns anvertraut werden, zu einem Durchschnittswerth von 1000 Thalern angeführt. Sie haben heute für ungefähr 4000 Thaler Garne geladen. Wenn nun in dieser Nacht Ihr Haus wegbrennt, wer kommt uns für den Schaden auf?“

„Es wird doch nicht gerade diese Nacht Feuer herauskommen,“ lachte Rex.

„So spricht kein guter Geschäftsmann. Die Garne werden aus Ihrem Wagen wieder in unser Magazin geschafft und morgen kommen Sie wieder nach der Stadt, besorgen beim Brandversicherungs-

Agenten die Abänderung Ihrer Police und nehmen dann die Garne mit.“

„Ich möchte aber doch gern morgen früh schon die Arbeiten ausgeben!“

Herr Locke schüttelte den Kopf und rief zur Thüre hinaus den Arbeitern zu, daß sie sämmtliche Garne sofort wieder abladen sollten.

„Bedenken Sie aber doch, Herr Locke,“ wandte Rex ein, „welche furchtbare Arbeit heute Abend noch — und morgen geht mir dann der ganze Tag verloren —“

„Nichts — nichts!“ warf Herr Locke abwehrend ein und sah zur Thür hinaus, ob die Leute Anstalten trafen, seinem Befehle nachzukommen.

„Das müßte ja mit dem Teufel zugehen,“ sagte Rex, „wenn gerade in dieser Nacht Etwas passirte. Mein Haus steht schon fünf Jahre und gerade heute — ha! ha! —“

„Hilft Alles nichts!“

„Und wie vorsichtig gehen wir mit dem Lichte um; meine Frau ist nicht eher in's Bett zu bringen, als bis sie sich überzeugt hat, daß die letzte Kohle im Ofen verglimmt ist.“

„Darauf wird auch bei mir gesehen, und doch habe ich Haus und Hof mit Allem, was darin ist, versichert.“

„Unser Haus steht auch ganz abgesondert von den übrigen Häusern im Dorfe.“

„Machen Sie mich nicht böse,“ rief Herr Locke. Damit trat er in die Hausflur und bedeutete die Arbeiter, daß sie keine Zeit verlieren sollten.

Rex folgte ihm und sah unschlüssig zu, wie einer der Arbeiter auf den Wagen kletterte und bereits die Plane abdecken wollte. Als könnte er diesen Anblick nicht ertragen, wandte sich Rex um und ging mit heftigen Schritten einige Male die Flur auf und ab. Plötzlich schien er sich zu besinnen.

„Herr Locke, noch ein Wort,“ sagte er zum Chef herantretend.

Dann winkte er dem Arbeiter auf dem Wagen zu, daß er seine Thätigkeit bis auf Weiteres einstellen solle und führte Herrn Locke zurück in das dunkle Expeditionszimmer.

„Lassen Sie mich mit meinen Garnen ruhig abfahren,“ sagte Rex und legte leise seine Hand auf Herrn Locke's Schulter. Ich habe dreitausend Thaler bei Ihnen stehen und bürge mit dieser Summe für

die ganze Ladung, bis die Versicherungs-Police geändert ist."

„Sie sind noch kein rechter Geschäftsmann," warf Herr Locke dem Factor vor; „aber wenn Sie mir die Garantie schriftlich geben, so mögen Sie die Garne mitnehmen."

„Natürlich gebe ich Ihnen das schriftlich," versicherte Rex, nach der Thüre schreitend.

Dann hörte man ihn auf der Gasse dem Arbeiter zurufen, er solle die Plane wieder aufdecken und als er mit Herrn Locke nach dem Comptoir durch die Flur schritt, hörte man ihn laut lachen und wiederholt sagen: „Das müßte doch mit dem Teufel zugehen!"

Rex hatte im Comptoir einen Garantieschein unterschrieben und bald hörte man draußen seinen Wagen abfahren.

Eine halbe Stunde später sah man einen Mann mit rothem Haar und einem weißen, hervorstechenden Auge leise und schüchtern ins Comptoir treten.

Auf die Frage, was er wünsche, antwortete er freundlich und schüchtern, daß er der Weber Dittrich sei und heute Vormittag, wie sich die Herren erinnern würden, ein Stück Waare abgeliefert habe.

„Kommen Sie morgen wieder," entgegnete ihm Meyerhoff, „wir haben heute keine Zeit gehabt, Ihre Arbeit durchzusehen und bei Lichte läßt sich das selbstverständlich nicht thun. — Es ist übrigens das letzte Stück, das Sie für uns gearbeitet haben, wir können Ihnen keine Beschäftigung mehr geben."

Der Weber wünschte den Herren demüthig und freundlich eine gute Nacht und verließ — leise, wie er gekommen — das Comptoir.

„Das habe ich dem Hallunken, dem Rex zu verdanken!" murmelte er draußen vor der Thüre zähneknirschend und die Fäuste ballend und eilte zur Stadt hinaus. — —

Es ist etwas Eigenthümliches, Geheimnißvolles — die tiefe Stille der Nacht! Sie zieht um die Erde eine Resonanz, die jeder Aeußerung, jeder Erscheinung des Lebens einen andern Ton verleiht. Die Schritte des Nachtwächters oder eines späten Wanderers in der Straße tönen im Vollklang jener geheimnißvollen Resonanz. Das gedämpfte Sprechen auf der Gasse hat einen so abenteuerlichen, bangen Klang. Um die Seele des Menschen selbst zieht sich jene Resonanz, und jeder leise Eindruck schwillt an zu einem Rauschen. — Menschen, die sich nie gesehen

haben, begegnen einander in der Nacht auf der Straße wie alte Bekannte. Der kleinste Zufall, die unbedeutendste Veranlassung macht sie gesprächig.

„Haben wir denn heute Vollmond?" fragt Jemand auf der Straße einen stockfremden Menschen, der eben an ihm vorübergehen will, und deutet mit dem Finger nach einem kleinen lichten Schein am Horizont.

„Ich glaube nicht," antwortete der Gefragte.

„O ja! wir haben Vollmond," sagt ein hinzugekommener Dritter, „aber der Mond ist schon untergegangen."

„Was könnte Das dort sein?" fragte der Erste wieder und die Worte klangen so sonderbar in der stillen, schwarzen Nacht.

„Der Schein wächst," bemerkte der Zweite ganz leise und doch rauschte das Wort in den Seelen der andern zwei wieder, daß sie schauerten.

„Ob es vielleicht ein Nordlicht ist?" fragte der Dritte.

Die Andern schüttelten die Köpfe und sahen sich fragend an.

„Oder ist es gar ein Feuer?"

„Sehen Sie, wie furchtbar schnell der Schein anwächst!"

„Das ist Feuer!"

„Es muß in Thierbach sein."

„Nein, Thierbach liegt weiter links, es ist mehr die Richtung nach Liebenau."

„Liebenau liegt zu entfernt, das Feuer muß in einem näheren Orte sein; ich glaube, es ist Trockenfels."

Der Feuerschein beleuchtete jetzt grell das ferne Gewölk, Funken schossen zum Himmel empor, so glühend und so rasch, als müßten sie den Horizont gefährden. Die Erscheinung schwoll zu einer furchtbaren Größe an und nahm mit ihrer strahlenden Helle dermaßen den ganzen Himmel ein, daß man sich der Täuschung überlassen konnte, alle Völker der Erde müßten jetzt den Himmel in blutigem Roth sehen.

„Man sieht keinen Rauch," sagte dumpf einer der Nachtwandler auf der Straße, „es muß Strohdeckung sein."

„Wahrscheinlich brennt eine Scheune," murmelte der Zweite.

In demselben Augenblicke aber tanzten schwarze aufsteigende Rauchmassen um die Gluth, daß diese nur wie ein blutiger Kern hindurchschien.

„Es scheint Schieferdeckung zu sein,“ äußerte der Dritte, „vielleicht ein Rittergut.“

Aus dem schwarzen Rauche erhob sich jetzt mit neuer Kraft wieder die Flamme, größer als vorher. Es wallte und wogte, es krümmte und wand sich und die Funken jagten einander wild zum Himmel — und dazu herrschte eine tiefe Stille rings umher. Welche Verwirrung mochte dort herrschen, wie mochten Balken krachen und Menschen durcheinanderschreien und die Hände ringen — und wie ruhig standen die drei Männer hier und hörten nichts als das Säuseln der Nachtluft.

Allmählig wurde die Flamme kleiner, der Feuerschein am Himmel trat zurück, man wußte nicht, wohin er ging. Dann sah man keine Flamme mehr und nachrückend spielte nur noch ein matter Schein am Horizont. Und endlich erlosch auch der Schein, und überall am Himmel und auch dort, wo vorhin noch mit Flammenzügen ein Menschenschicksal geschrieben stand, auch dort war jetzt der Himmel wieder schwarz, tiefschwarz wie zuvor.

Am nächsten Tage aber erfuhren die Nachtwanderer, daß das Feuer nicht in Thierbach, auch nicht in Liebenau, noch in Trockenfels gewesen sei, sondern in Dorschau.

Auch sagte man ihnen, daß weder eine Scheune mit Strohdach, noch ein Rittergut mit Schieferdeckung abgebrannt sei, sondern das mit Ziegel gedeckte kleine Gehöft des Factor Rex.

Capitel 11.

Aufgeräumt!

Es mögen neun bis zehn Jahre vergangen sein.

Dort an dem niedern Häuschen blinken noch die Fenster, an denen einst in einem strengen Winter so viele Eisblumen blühten. In dem Stübchen klappert noch der alte Webstuhl, aber ein junger, hochaufgeschossener Bursche ist's, der dahinter sitzt. Auf ihn ist die Profession des Vaters übergegangen. Welchen Beruf die noch schulpflichtigen Kinder einst ergreifen werden, ist noch unentschieden. Die Ge-

schwister können sich auf ihre Mutter nicht entsinnen, und wenn Anna mitunter von ihr erzählt hat, so haben sie aufgelauscht und die Schwester mit fremden Augen angeblickt, als erzählte diese von einer Person, die vor langen, langen Zeiten, noch ehe die Brüder auf der Welt waren, gelebt hat. Sie haben, dünkt es sie, nur einen Todesfall erlebt — den des Vaters, der vor wenig Jahren an der Auszehrung starb. Nachbars Jettchen wohnt mit ihrem Manne, einem Weber, in demselben Hause und vertritt an den Waisen Mutter- und Schwesterstelle. Die Schwester Anna, aus welcher ein sehr schönes Mädchen geworden sein soll, ist fortwährend „auf Reisen", weit in der Ferne und kommt des Jahres nur auf wenige Wochen nach Hause. Da bringt sie viel Geld und für jedes Geschwister und auch für Jettchen und ihren Mann ein artiges Geschenk mit. Den Hut und den Schleier aber und die seidenen Kleider packt sie nur aus, damit sie im Koffer nicht verderben oder Falten und Knitter bekommen, denn sie geht daheim immer im blosen Kopf und in einem einfachen grauen Cattunkleide einher. —

In Dorschau giebt es mitten unter den kleinen Häusern einen kleinen freien Platz, der mit Gras be-

wachsen ist und theils von der Dorfjugend zu allerhand Spielen, theils von den in den Nachbarhäusern wohnenden Leuten zum Trocknen einiger alten Stücke Wäsche benutzt wird. Dort stand einst das kleine Gehöft des Factor Rex, der mit seiner Frau in einem niedrigen Hause des Dorfes eine Stube zur Miethe bewohnt. Er sitzt hinter dem Webstuhle und arbeitet vom Morgen bis zum Abend. Im Zimmer herrscht die größte Dürftigkeit. Was ihm nach dem Brandunglück für das versichert gewesene Eigenthum von der Versicherungsbank vergütet worden ist, hat er, wie die Leute sagen, vergraben. Den Verlust der dreitausend Thaler aber hat er sich „in den Kopf gesetzt.“ Er hat sich nicht getraut, je wieder vor Herrn Locke's Angesicht zu treten, ja er hat — seit jener Nacht — sogar die Straße vermieden, die nach der Stadt führt. Was zwischen Locke und Sohn und Rex noch zu ordnen war, hat ein Advocat vollends in Richtigkeit gebracht. Frau Rex hat täglich ihre Stunden, wo sie sich in eine Ecke setzt und darüber nachdenkt, wie bitter das Darben sei — und dann weint und schluchzt sie, bis Rex zu ihr tritt und sie tröstet, indem er ihr versichert, daß die Zeit kommen werde, wo Beide reicher, als zuvor sein werden. Denn er

will wissen, daß einst eine Eisenbahn das Dorf durchschneiden wird, gerade an der Stelle, wo sein Gehöfte stand. Deßhalb hat er die Brandstätte nicht verkauft. Man wird ihm einst viele Tausende dafür bieten, bis dahin will er noch hinter'm Webstuhle arbeiten, bis dahin geht er täglich gegen Abend zu dem kleinen, freien Platze und winkt den dort spielenden Dorfkindern, wenn sie vor dem Besitzer fliehen wollen, freundlich mit der Hand und sagt, sie sollten jetzt nur noch ruhig dableiben, aber es werde eine Zeit kommen, wo sie nicht mehr hier spielen könnten. Die Kinder bleiben dann stehen und sehen einander fast verlegen an; mitunter steckt wohl ein kleiner Bube den im Schnupftuchzipfel zum Prügeln eingeknüpften Knoten in den Mund, um das Lachen vor den übrigen zu verbergen, denn der Schullehrer hat es streng verboten, den Rex zu necken. Dann fragt Rex, wem die Wäsche gehöre, die auf dem Rasen zum Trocknen ausgelegt ist, und nickt, wenn ihm die Leute mit Namen genannt werden, einverstanden mit dem Kopfe und geht in das betreffende Haus. Hinter ihm flüstern die Kinder, ganz wie sie es von ihren Eltern gehört haben: „Er hat sichs in den Kopf gesetzt!“

Bei den Leuten, denen die Wäsche gehört, läßt sich dann Rex bewegen, auf dem Stuhle Platz zu nehmen. „Ich komme eigentlich nur," sagt er, mit dem Stuhle rückend, „um euch zu sagen, daß ihr eure Wäsche jetzt noch ruhig auf meinem Grundstücke trocken könnt. Aber benützt die Zeit, es kommt ein Tag, wo dies nicht mehr möglich ist." Er unterhält sich dann noch über Allerlei und mit Vorliebe über Eisenbahnen. Und wenn er fort ist, sagen hinter ihm die Leute leise: „Er hat sichs in den Kopf gesetzt!" —

Im vaterländischen Zuchthause sitzt seit Jahren ein Mann mit rothem Haar und einem hervorgetretenen weißen Auge.

Es ist der Brandstifter Dittrich. —

Und wie steht es nach diesem langen Zeitraum in der Stadt, in dem Hause, das insgeheim „das Blutschlößchen" genannt wurde?

Das Haus heißt heute noch so. Herr Locke hat jenen Orden erhalten, den Sorgen, Alteration und zunehmendes Alter ihren Anhängern nie vorzuenthalten pflegen — einen grauen Kopf. Seine Gesichtszüge sind stark markirt; in ihnen prägt sich die rauheste Seite seines Wesens aus, als die Hefe, der Bodensatz,

den der durstige Mund der Zeit dort zurückgelassen hat. — Unser Lebenslauf hat Aehnlichkeit mit jenem Kinderspielzeuge, mit jenem Leierkasten, aus dessen Innerm Figuren emporsteigen und, eine kurze Spanne dahin ziehend, wieder verschwinden; neigt sich die eine Figur der Oeffnung zu, durch die sie der Oberwelt wieder entzogen wird, so steigt eine andere in emporgerichteter Haltung auf der andern Seite eben herauf. Die emporsteigende Figur ist Clärchen, im Gegensatz zu ihrem Oheim. Die Zeit ist es, die diesen entkleidet, die jene schmückt — die alte Leier! — Clärchen ist zu einem schönen Mädchen herangewachsen. Das allerliebste Gesicht des ehemaligen Kindes hat die verständigen, eigenwilligen Züge jungfräulicher Reife angenommen; aus dem dunkelblauen großen Auge blickt der gebildete Geist und die Anmuth des Herzens; über der Stirne und um die Schläfe ringeln sich, gerade wie früher, die braunen Löckchen, hinab bis in den Nacken. — Ein junger, schöner, vornehmer Mann müßte es sein, der einst Clärchens Herz und Hand gewinnen könne, — so dachte einst Jemand, und in der That, er irrte sich damals nicht. Denn Clärchen ist mit einem solchen verlobt. Er ist schön und liebenswürdig. Ein rabenschwarzer Bart, der die frische Röthe

der Wangen fast verdeckt, zieht sich von den Ohren bis zum Kinn hinab und umschließt, wie ein dunkler Kranz, den Mund. Und welchen Zauber vermag dieser Mund auszuüben, wenn er sich, was oft genug geschieht, zu einem milden Lächeln öffnet und die beiden Reihen blendend weißer Zähne zeigt, die sich von dem tiefen Schwarz des sie umschließenden Bartes so lieblich abheben! Und dazu die zarte, weiße Hand, mit den sorgfältig gepflegten, langen, weißen Fingernägeln und den beiden blitzenden Ringen! Sind auch die Vermögensverhältnisse des Bräutigams sehr relative, so ist er doch, seines Standes nach, entschieden ein vornehmer Mann, denn er ist Procurist der Firma Locke und Sohn und wird unzweifelhaft einst als Associé eintreten. Nächst Mühlbach, dem langjährigen Buchhalter, ist der Verlobte Clara's der Einzige, den wir von unsern alten Bekannten unter dem Comptoirpersonal bei Locke und Sohn noch antreffen. Es ist Derselbe, den wir einst einem mit der Wurzel ausgegrabenen Baume verglichen, Derselbe, der bei seinem ersten Schritte in dieses Haus einen Schlüssel fand. Wie hat der Baum seine Wurzeln ausgebreitet, sogar bis in das Herz Clärchens! Wie ist die Prophezeiung, die eine alte aber-

gläubische Frau ausgesprochen haben würde — wenn sie hätte dabei sein können, als ihr Sohn jenen Schlüssel fand — so schlagend in Erfüllung gegangen!

Meyerhoff kann sagen, daß Alles sein Werk ist. Er hat sich eine Stellung schwer errungen und eine Braut sich mühsam anerzogen.

Wir haben schon der beiden Ringe gedacht, die an Meyerhoffs Finger blitzen.

Clara zählte kaum fünfzehn Jahre, als sie sich mit Meyerhoff, ihrem alten Freunde und Gönner, einst im Garten befand. Sie trug damals das Confirmationsgeschenk einer Pathe, — einen kleinen goldnen Ring mit grünem Stein, auf welchem die Anfangsbuchstaben ihres Namens und ihr Geburtsjahr eingravirt waren, — am Finger. Im Scherze hatte sie diesen Ring ihrem Freunde oft angesteckt und sich darüber gefreut, daß er diesem ebenfalls passe. Auch heute befand sich der kleine Ring an Meyerhoffs Finger.

Aus einem scherzhaften Geplauder entstand für Clärchen dießmal eine ernste Stunde. Meyerhoff hatte das Gespräch auf das Capitel der Trennungen geleitet und in wehmüthigem Tone geäußert, daß Alles sich hienieden trennen müsse, alle Menschen,

die innig an einander hängen, Alle — auch Clärchen und Meyerhoff. Er könne nicht ewig hier bleiben, er werde weiter ziehen müssen, um in der großen Welt sein Glück zu suchen, und Clärchen werde älter und älter werden und einst einen reichen, jungen Mann heirathen und recht glücklich sein und ihren alten Freund vergessen!

Meyerhoff selbst erschrack über die Folgen seiner Rede: keine wehmüthige Thräne perlte aus Clärchens Auge, als sie ihn so sprechen hörte; dunkles Roth färbte ihr kindliches Antlitz, sie warf sich an Meyerhoffs Brust, umschlang ihn mit beiden Armen, so fest, als wolle sie nie wieder von ihm ablassen, und bedeckte sein Gesicht mit tausend Küssen. Sie nahm ihren kleinen Ring nicht wieder zurück. Aber von jener Stunde an war ihr die alte Unbefangenheit, mit welcher sie Meyerhoff stets entgegengetreten war, geraubt, sie ließ sich seltner sehen, sie war nicht mehr das heitere, fast ausgelassene Kind, es war eine Kluft zwischen Beide getreten, jene nothwendige Entzweiung der Geschlechter, die zur ewigen Versöhnung, jene unabweisbare Trennung, die zum herrlichsten Wiedersehen führt.

Mit dem zweiten Ringe erst, den Meyerhoff am Finger trägt, dem Verlobungsringe, den Herr Locke selbst in aller Form beim Goldschmied bestellte, war das alte Verhältniß zwischen Clara und Meyerhoff in neuer geläuterter Gestalt wieder hergestellt. Und so ist das geheime Ziel, das Meyerhoff einst in später Nachtstunde in seinem tiefsten Innern überdachte und lange, lange in seiner Brust verschlossen mit sich herum trug, kein Geheimniß mehr.

Es ist ausposaunt in alle Welt, in vielen tausenden von Zeitungsexemplaren, die sich an tausenden von Orten herum treiben, kann es Jeder lesen, man kann eins auf der Straße finden und Jeder kann es aufheben und das Geheimniß lesen, und an allen vergoldeten Spiegeln der Stadt ist das Geheimniß aufgesteckt und Jeder kann herzutreten und es lesen: — die Verlobungsanzeige von Clara und Meyerhoff. Und mehr noch: man kann die Beiden im lichten Sonnenscheine Arm in Arm durch die Straßen wandeln sehen, Clara im weißen fluthenden Shawl und mit dem prachtvollen Sonnenschirme, und Meyerhoff den Ueberwurf über den einen Arm geworfen.

Die Verwunderung für einen großen Mann, der Weltruf hat, kann nicht größer sein, als man

sie in der Stadt Herrn Meyerhoff zollt, seitdem er öffentlich verlobt ist: „Wie weit es der Mensch bringen kann,“ reden die Leute, „er hat gar nichts gehabt, ist ganz arm in die Stadt gekommen und hat sich zu dieser Höhe emporgeschwungen!“ Aeltere Leute wollen behaupten, daß Meyerhoff in der ersten Zeit seines Hierseins nicht ein Mal ganze Stiefel gehabt und daß ihm der Ellbogen zum Aermel herausgeguckt habe, so arm sei er gewesen! Viele Eltern, deren Söhne in den Comptoiren der Stadt die Handlung erlernen, halten diesen den beneidenswerthen Meyerhoff als Beispiel vor und geben ihnen wiederholt den Rath, so müßten sie es auch machen; und ein fünfzehnjähriger Mercursjünger hat infolge dessen mit der zehnjährigen Tochter seines Prinzipals bereits ein Liebesverhältniß angeknüpft.

Nach den Fenstern eines gegenüber liegenden Hauses, aus denen in früheren Zeiten Gesang und Spiel herüber klang, blicken längst nicht mehr jene beiden dunklen Augen, denn Marie Helmenreich, die Gouvernante, hat diese Stadt verlassen, noch ehe Clara ihrer Leitung und Aufsicht entwachsen war. Niemand hat erfahren — warum?

Herr Locke's Sinn umdüstert sich von Tag zu Tag. Seine kühnsten Hoffnungen sind vor Jahren mit dem kleinen Erbfolger ins Grab gesunken; die Zeit entflieht, er sieht es kommen, daß er der Letzte des Namens Locke ist, daß die alte hundertjährige Firma auf ein anderes Geschlecht übergehen wird, daß er für Fremde Reichthümer auf Reichthümer gehäuft, für Fremde die Last der Geschäftssorgen getragen und ein Leben voll angestrengter Arbeit hingebracht hat. — Was dem Fürsten die Krone, dem Edelmann sein Adelsbrief, dem Gelehrten sein Wissen, das war und ist Herrn Locke die Firma „Locke und Sohn," mit ihrem ehrwürdigen Alter, ihrem Klange, ihrem Ruhm! Er betrachtet sie als einen integrirenden Theil des Weltsystems. Im Comptoir hängen die Bilder der Ahnen, von Dem, der die Firma gegründet, bis zu Locke's Vater. Locke's Bild soll die Reihe beschließen, in fremde Hände soll die Firma übergehen, und der Name: Locke und Sohn soll fortan eine Lüge sein! — Als sollte das Geschlecht der Locke vor seinem Erlöschen noch einmal aufblitzen, als müßte der Letzte der Locke dem hundertjährigen Wirken der Firma eine Brandfackel anzünden: so tief vergräbt sich Herr Locke jetzt in seine Geschäfte, so

ruhelos stürzt er sich, im grellen Widerspruch mit dem Bewußtsein, daß er für Fremde sich müht, — in neue große Unternehmungen, so gierig häuft er um sich alle die Triumphe eines kleinen Souveräns. — Mehr als je verdient sein Haus jetzt den Namen „Blutschlößchen," länger denn je liest er des Abends, wenn das Comptoirpersonal sich heimsehnt, in der Zeitung. Aber doch noch nicht lange genug für den Procuristen Meyerhoff, der den Respect, welchen man ihm zollt, in durstigen Zügen einsaugt und in Nachahmung aller Grillen und Launen, durch die Herr Locke seinen Leuten das Leben schwer macht, hinter dem Letzteren selbst nicht zurückbleibt.

Jetzt eben haben die Tage begonnen, welche das Comptoirpersonal die „goldne Zeit" nennt. Es ist die Zeit, wo sich Meyerhoff auf einige Wochen von Clärchen und von seinem Pulte trennen muß. Leider ist mit diesem Male die Reihe der goldenen Zeiten, die jährlich einige Male wiederkehrten, für immer zu Ende. In welchem Sinne diese goldene Zeit zu deuten ist, wird uns das nächste Capitel lehren.

Capitel 12.

Du hast die schönsten Augen,
Hast Alles, was Menschenbegehr —

Man hört fortwährend ein entsetzliches Wagengerassel in den Straßen. Die Häuser der großen, stolzen Stadt, in die wir uns versetzt finden — haben ein ganz ungewöhnliches Aussehen. Bei einem flüchtigen Blicke, der vielleicht durch einen Sonnenstrahl geblendet wird, scheinen die Gebäude bis in die obersten Etagen festlich mit bunten Fahnen geschmückt zu sein. Aber man überzeugt sich bald, daß es bunte Schilder und Firmen sind, mit denen man die Häuser förmlich gespickt hat. Da ragen die Doppelfirmen, von der Mauer auslaufend und sich in der Luft zu einem spitzen Winkel vereinigend, daß man von jeder Richtung der Straße her die Namen der Verkäufer lesen kann, mit schwarzen oder weißen, silbernen oder goldenen Buchstaben, auf scharlach- oder purpurrothem, grünem oder gelbem Grunde, da-

zwischen ragen auch Schilder mit vielen großen Nummern hervor, — es sind die Hausnummern, denen man schon in dem von Anpreisungen wimmelnden Localblatt begegnet ist, und die, mit Riesenlettern gedruckt, zum Format des Blattes in demselben Verhältniß stehen, wie das Nummerschild zum Gebäude, das es bezeichnet. Aus den Fenstern flattern bunte Stoffe, Shawls, Tücher, Pelze und abenteuerlich ausschauende Bären- und Leopardenfelle. Es scheint eine eroberte Stadt zu sein, deren bürgerliche Verhältnisse von den wilden Kriegern aufgelöst worden sind. Die Häuser sind von den Eroberern angefüllt bis unter's Dach, und die Familien haben ihre besten Zimmer räumen müssen und sich in die schlechtesten Kammern, die nach dem Hofe hinausgehen, zurückgezogen. Wo sonst ein niedliches Mädchengesicht zum Fenster hinausschaute und Tauben fütterte, da erscheint jetzt höchsteus ein Mercuriuskopf, auf steifen Vatermördern ruhend, und verscheucht ärgerlich die heranfliegenden Tauben, die an seinem Frühstück theilnehmen wollen. Die Fenster sind der weißen, mit zierlichen Spitzen umsäumten Gardinen beraubt, und hinter ihren öden Scheiben, — wo sonst der Nähtisch stand mit den Blumen und dem Glasbassin,

in dem die Goldfischchen munter umherschossen, — da sieht man die grüne Decke eines Schreibepultes mit Scripturen und Meßstrazzen bedeckt, und ein brennendes Licht und loderndes Siegellack. Spiegel, Sopha, Glasschränke sind aus dem Zimmer verschwunden und an ihrer Stelle füllen Ladentafeln und Waarenregale den verödeten Raum aus. — Unten in den Straßen steht es noch viel schlimmer. Bäcker, Fleischer, Schuhmacher, Nadler und viele andre ehrsame Professionisten und Geschäftsleute haben ihre Läden räumen müssen, und wo sonst hinter blanken Glasscheiben Kuchen und Torten oder symmetrisch aufgestapelte Würste und künstlich geformte Sülze lockte, oder Puppen und andre reizende Spielwaaren, da sind jetzt die Glasthüren ausgehoben und man blickt in ungemüthliche Gewölbe hinein, in denen, nach ungemüthlichen Musterkarten, ganz ungemüthliche, ernst und trocken ausschauende Fabrikate verkauft werden. In der engen Hausflur sogar, wo sonst die Köchin mit ihrem Schatz von der städtischen Garnison scherzte und koßte, hat irgend ein Fabrikant sein Waarenmagazin aufgeschlagen, daß nur ein ganz enger Gang bleibt, der obend'rein von den Kunden des Fabrikanten fast immer versperrt ist, und daß sich die Damen vom Hause —

wenn sie aus ihren finstern Kammern herabkommen, um auf den Promenaden einmal frische Luft zu schöpfen — geniren müssen, die Flur zu passiren. Und — wirklich ganz wie kriegerische Eroberer — treiben die fremden Verkäufer ihr Unwesen auf offner Straße! Da liegt vor den Gewölben Stroh umher, und da werden auf offner Straße Ballen gepackt und auf sonderbaren Maschinen, die man für gigantische Bratenwender halten könnte, mit Stricken und durch Anwendung barbarischer Knüttel — die jeden Augenblick losspringen können, um dem Vorübergehenden die Hirnschale zu zerschmettern — zusammengeschnürt. Die Höckerfrauen sind mit ihren ehrlichen vaterländischen Früchten von allen Straßenecken vertrieben, und auf ungeschlachten Kisten bietet jetzt dort eine fremde Nation ihre Orangen, Datteln und Feigen aus. In der Mitte der Straßen drängen sich allerlei Fuhrwerke wild durcheinander und geben oft zu den entsetzlichsten Confusionen Anlaß, in die selbst ganz unschuldige Leute mit hineingezogen werden. Alle bürgerlichen Verhältnisse, Gewohnheiten und Einrichtungen in der Stadt sind aus Band und Fugen gegangen. Der Spießbürger findet des Abends in seiner Stammkneipe seinen Stammplatz von Fremden ein-

genommen und sieht Fremde aus seinem Stammglase trinken. Daher bleibt er zu Hause bei den Seinigen in der kleinen Kammer nach dem Hofe hinaus. Aber auch dort entrinnt er der Athmosphäre des wilden Treibens nicht, denn schon frühzeitig wird er von den Bergmusikanten aus dem Schlafe gestört, die im Hofe unten einen frommen Choral blasen und darauf eine ganze Reihe lustiger Stücke, sogar auch die „Gnadenarie" folgen lassen. Kaum hat sich sein Ohr von dem letzten verklungenen Mißton wieder erholt, da gellen aus dem Hofe unten schon wieder die Trompeten, Clarinetten und Flöten einer andern Musikbande herauf, die sich entschieden für die zuerstgekommene hält und ihr Morgenständchen ebenfalls richtig mit einem Chorale beginnt. Zwischen den Buden, vor den Gewölben und Verkaufsständen auf den Straßen tönt den ganzen Tag das Rasseln der Wagen, das Schreien und Fluchen der Fuhrleute, das Donnern der schweren Kisten, die auf- und abgeladen werden, und das Klirren der Ketten, mit denen sie befestigt oder von denen sie befreit werden. Musik und überall Musik! Juden, Griechen und Armenier, Tyroler in weißen Strümpfen und schwarzen Sammetjacken und den grünen Hut mit todten Blumen geschmückt,

schwarzgekleidete Herren aus allen Theilen der Erde und in ernste Geschäftsgedanken vertieft, buntgekleidete emancipirte Damen, das Notizbuch in der Hand und die ausgelegten Waaren prüfend, Markthelfer mit Karren oder mit hölzernen Tragen auf dem Rücken — zu keiner Minute ist irgend eine Stelle der Straße oder des Trottoirs frei. Es ist ein buntes, wildes Drängen und Treiben — es ist Messe.

Auf einer der breitesten Straßen, mitten im lautesten Meßverkehr, befindet sich dicht über einem breiten Gewölbe eine gelbe Firma und darauf steht mit schwarzen Buchstaben: „Locke und Sohn." Im Hintergrunde des langen Gewölbes sieht man eine Glasthüre, durch deren grüne Vorhänge Licht schimmert. Dort ist das Comptoir.

Es ist Abend geworden, die Haupttage der Messe sind vorüber, und die Commis und Reisenden von Locke und Sohn, die man in diesem Gewölbe sonst geschäftig mit Kunden unterhandeln, auf Leitern auf- und abklettern, Waaren ein- und auspacken, Packete versiegeln und Geld zählen sah, sitzen in malerischen Gruppen unthätig auf den langen Ladentafeln. Vor dem Gewölbe auf der Straße sitzen die Meßhelfer, sie pfeifen allerlei Stückchen und schlagen

mit den Stiefelabsätzen an den Kistenwänden die Trommel dazu.

„Heute kommen wir bei Zeiten los," sagte einer der Meßhelfer zu einem Commis, der ebend gähnend vor die Gewölbenthüre tritt, „er geht in den Circus, ich habe ihm ein Billet besorgen müssen."

Der Angeredete klatschte in die Hände, wandte sich um und theilte die Neuigkeit seinen Cellegen im Gewölbe mit. Wirklich trat Meyerhoff zum Ausgehen angekleidet aus dem Comptoir und ging, ein unverständliches „gute Nacht" murmelnd, an seinen Unterthanen vorüber. Das bewirkte, daß wie auf ein Commando ein Dutzend Mützen gezogen wurden und ein halbes Dutzend rothglühende Funken, die Spitzen von verstohlen angezündeten Cigarren, wie Irrlichter verschwanden.

Meyerhoff ging durch die Straßen. An einer Ecke, dicht unter einer hellstrahlenden Gaslaterne, stand eine Bude. Aus der niedern Thür derselben kroch eben ein Mann heraus. Er stieß sich dabei an den Kopf, so daß die Mütze herunterfiel und vor Meyerhoffs Füße rollte. Der Nacheilende hatte sie schnell aufgehoben und dabei einen Blick auf den Vorübergehenden geworfen.

„Herr Meyerhoff!“ rief er überrascht.

Meyerhoff hielt seine Schritte an und sah den Fremden an, der — mit dem Abstäuben seiner Mütze beschäftigt — unbedeckten Hauptes vor ihm stand. Das blonde, im Winde flatternde Haar war nachlässig gelockt, die hohe Stirn zeigte ein paar eingewurzelte Falten, jede Wange einen Streifen Backenbart. Um den Hals hatte der Fremde einen dicken gehäkelten Shawl geschlungen.

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ fragte er.

Meyerhoff blickte ihm in die hellblauen Augen. Er besann sich und rief plötzlich:

„Doch nicht — Senftenberg?“

„Derselbe,“ gab Jener lächelnd zur Antwort und reichte Meyerhoff seine Hand, die dieser unter freundlichem Lächeln ergriff.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte Meyerhoff.

„Nicht zum Besten,“ entgegnete Senftenberg, ein Schloß vor die niedrige Budenthür legend, „ich habe seit meinem Abgang von Locke und Sohn in der Residenz ein kleines Geschäft etablirt und befinde mich, wie Sie sehen, jetzt hier zur Messe. Ich bin noch auf keinen grünen Zweig gekommen.“

Beide schritten neben einander durch das Straßengedränge und Meyerhoff unterrichtete den früheren Collegen in dürren Worten von seiner jetzigen Stellung bei Locke und Sohn und von seiner Verlobung mit Clara. — Senftenberg wünschte ihm aus vollem Herzen Glück.

„Ich wollte eigentlich in den Circus gehen," äußerte Meyerhoff; „wenn Sie mir aber heute Abend Gesellschaft leisten wollen, so gebe ich gern meinen Plan auf."

Beide befanden sich vor den in Lichtglanz strahlenden Fenstern einer der ersten Restaurationen der Stadt. Von Innen drang der Gesang einer lieblichen Frauenstimme mit Harfen- und Violinbegleitung heraus. Die Sängerin sang eben:

„Du hast die schönsten Augen,
Hast Alles, was Menschenbegehr,
Du hast mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willst du noch mehr?!"

Meyerhoff lud den lauschenden Senftenberg ein, ihn in die Weinstube zu begleiten.

„Ich trinke keinen Wein," erwiederte Senftenberg, „und außerdem bin ich heute Abend auch auf so feine Gesellschaft nicht eingerichtet, betrachten Sie nur diesen Kalmuckrock!"

„Sie sind mein Gast," sagte Meyerhoff und zog den Widerstrebenden in die Hausflur.

Beide traten in die elegante Weinstube. Es war ein langes, in rother Sammettapete prangendes Local. In den geschickt angebrachten zahlreichen Wandspiegeln schwillt es zu einem großen, labyrinthartigen Raume an, in welchem ein Gewimmel von schwarzgekleideten Herren mit weißen Manschetten und aufrechtstehenden Vatermördern im strahlenden Gaslichtglanze an einer Unzahl von Tischen, reich mit Wein- und Champagnerflaschen beladen, zecht, Karte spielt oder Austern ißt. An dem einen Ende des Locales sitzen, in Sammet und Seide gekleidet, die drei jungen Künstlerinnen, die durch Spiel und Gesang die in bläulichen Cigarrenduft gehüllte Bacchanalie vervollständigen. Louise und Therese streichen mit entblößten schneeweißen Armen ihre braunen Violinen, daß die goldnen Armspangen im feurigen Bogenschwunge blitzen und blenden. Dazwischen versenden sie lächelnde Blicke an die jungen Galants, die sie umgeben und unter die Geigentöne süße Schmeichelworte mischen. Anna spielt mit kleinen, zarten Fingern die Harfe, die reichvergoldete, die sich in ihren von Seide rauschen-

den Schoß lehnen darf. Dann läßt sie ihre vielbewunderte, klare Stimme ertönen. Die Gäste schweigen, die Kellner gehen auf den Fußspitzen, die Kartenspieler zählen leise und Aller Augen sind auf die schöne Sängerin gerichtet, die den Blick zu Boden schlägt. Der von den Violinen aufgenommene Refrain des Liedes verliert sich unter dem stürmischen Beifallsklatschen, das dem Gesange folgt, wie der Donner dem Blitz. Dann rauscht die Eine der Künstlerinnen mit dem Notenblatte in der Hand durch die engen Gänge zwischen den Zechtischen und sammelt ein, ohne zu fordern. Keiner will da übergangen sein, und Mancher giebt, obwohl der Rundgang nur den neuangekommenen Gästen gilt, immer wieder von Neuem. Sogar blinkende Thalerstücke rutschen über das Notenblatt, und unter den Gebern befindet sich Mancher, der bis jetzt noch keinen Blick aus den sechs dunkeln Augen erhalten hat, und dessen reiche Gabe die Stelle eines stummen Vorwurfs, einer stummen Bitte vertreten soll. — Noch andre Gestalten drängen sich zwischen den Zechtischen: Leute, welche sich aus der guten Laune der Abendgäste ihr Brod herauswühlen. Der hochgewachsene Tyroler dort versteigert während der Pausen zwei seiner

Teppiche an ein Paar Herren, die auch nicht im Entferntesten den Gedanken gehegt hatten, sich diese entbehrlichen Stücke zu erwerben. Leichtre Arbeit als der Teppichhändler hat der italienische Hausirer mit den Muschel- und Perlensachen, und das Judenmädchen mit den wohlriechenden Seifen, das von Jedem, der ihr ein armseliges Stück abkauft, mit lächelndem Munde gern ein lüsternes Wort oder eine leichte Umarmung hinnimmt. Ein kleines Blumenmädchen, das zwischen den Tischen umhertrippelt, sieht bald seinen Veilchenvorath vergriffen: die kleinen Bouquets prangen bereits an dem Busen der drei Künstlerinnen und an Anna's Harfe.

Senftenberg und Meyerhoff kümmerten sich mit keinem Blicke um die Schönen. Sie nahmen Beide an einem von dem improvisirten Orchester ziemlich entfernten Tische Platz.

Meyerhoff ließ Wein bringen und trank auf Senftenbergs Gesundheit.

„Spielen und singen Sie noch fleißig?“ fragte Meyerhoff, als die Sängerin eben ein Lied beendet hatte und durch rauschenden Beifall belohnt worden war.

Senftenberg lächelte sarkastisch und machte eine abwehrende Handbewegung.

„Das verliert sich, sobald man älter wird," sagte er; „meine Stimme habe ich längst eingebüßt, die Noten habe ich fast verlernt, meine Finger sind steif geworden."

„Daß Marie, die Gouvernannte seit langer Zeit schon nicht mehr bei uns ist, dürfte Ihnen wohl bekannt sein," fuhr Meyerhoff in seinem Gespräch fort und forschte in Senftenbergs Gesicht nach dem Eindrucke, den die Erwähnung dieses Namens dort hervorbringen mußte.

Senftenberg nickte ruhig und gelassen mit dem Kopfe. Dann fragte er:

„Ging sie als Mutter Marie schon aus Locke's Hause?"

„Als Mutter Marie?" wiederholte Meyerhoff mit Erstaunen und Spannung.

„Marie war Mutter eines Mädchens."

Meyerhoff sah den Sprecher eine Weile starr an. Aus seinem Auge stieg ein dämonisch triumphirender Blick empor; eine hervorperlende Thräne aber, die Meyerhoff schnell mit dem Taschentuche abtrocknete,

verdeckte ihn. „Woher haben Sie diese Nachricht?" fragte er endlich.

„Ich kann noch mehr berichten," fuhr Senftenberg ruhig fort; „auf einer Geschäftsreise berührte ich Mariens Heimathsstadt. Ich fand ihre alte Mutter als Wittwe. Sie kannte mich längst durch die Mittheilungen Mariens. Sie umarmte mich, als ich ihr meinen Namen nannte, mit Thränen in den Augen und nannte mich ihren Sohn. — Zu spät!"

Meyerhoff schaute verwundert d'rein.

„Durch Mariens Mutter erfuhr ich," erzählte Senftenberg weiter, „daß Marie meine Briefe Herrn Locke nicht freiwillig überliefert hatte. Mittelst eines Nachschlüssels wahrscheinlich hatte man ihren Schreibsecretär geöffnet und die Briefe herausgenommen. Wer dieß gethan, wer sie in die Hände Ihres künftigen Schwiegervaters gespielt hat, konnte Marie nie erfahren. Eigenthümlich ist es, daß Marie außer meinen Briefen noch einen andern von der Hand ihres Vaters vermißte, der von großer Wichtigkeit war."

Meyerhoff schüttelte zerstreut den Kopf.

„Aber es bleibt doch festgestellt," sagte er nach einer Pause, „daß Mariens Benehmen gegen Sie

sonderbar war. Warum warf sie sich Ihnen nicht in die Arme? Warum schrieb sie Ihnen jenen Brief?."

„Diesen Umstand konnte mir ihre Mutter nicht enthüllen, er ist ein Familiengeheimniß."

Da Senftenberg, während er sprach, den Blick von Meyerhoff abgewandt hatte, so entging ihm der Blitz, der bei dem Worte „Familiengeheimniß" in dessen Augen aufleuchtete, um in irgend einem versteckten Winkel seines Wissens einzuschlagen.

„Ich habe die feste Ueberzeugung," fuhr Senftenberg fort, „daß Marie mich hingebend geliebt hat, und werde dieß Bewußtsein mit ins Grab nehmen."

„Ich bin neugierig, die Gründe zu hören, welche Sie zu diesem festen Glauben bewogen haben," äußerte Meyerhoff unter einem ungläubigen Lächeln.

„Mein Freund, die lange Reihe von Jahren, die ernsten Sorgen und Erfahrungen, die zwischen jenen Tagen meiner Liebe und heute liegen, haben mich mehr abgekühlt, als ich fast wünschen möchte. Dennoch glaube ich es, daß Marie mich liebte, weil mir, trotz meines erkalteten Herzens, dieser Glaube heilig ist."

„Waren Sie auch damals schon abgekühlt, als Sie Mariens Mutter aufsuchten?"

„Gewiß, nicht weniger als heute.“

„Und wie kamen Sie dann zu dieser Frau?“

„Auch dieß sollen Sie erfahren.“

Senftenberg stemmte den Arm auf den Tisch und erzählte, während er mit der einen Hand langsam die Etiquette von der vor ihm stehenden Weinflasche abschälte, Folgendes:

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß mich eine Geschäftsreise nach Mariens Heimathsstadt führte. Nur ungern berührte ich diesen Ort, und ich nahm mir vor, mich nach Mariens Familie mit keiner Silbe zu erkundigen. Einer meiner Geschäftsfreunde lud mich ein, ihn auf den Kirchhof des Städtchens zu begleiten, der seiner herrlichen, gartenartigen Anlagen wegen für jeden Fremden sehenswerth sei. Ich schritt mit ihm durch die in lieblichem Blumenflor prangenden Gräber. Und da war auch ein Grab — darauf stand ein schwarzes Kreuz mit der vergoldeten Inschrift: Hier ruht Marie Helmenreich, sie starb in ihrem 22. Jahre und nahm ihr Kind —“

„Und nahm ihr Kind —?“ sprach Meyerhoff hastig nach und sein Gesicht verfinsterte sich.

„Mit ins Grab,“ schloß Senftenberg. „Als ich dieß las, verlor sich alle Bitterkeit aus meinem Herzen.

Ich ging zu ihrer Mutter und erfuhr aus ihrem Munde, daß Marie ihre Ehre, ihre Liebe und ihr Leben den Pflichten kindlicher Dankbarkeit zum Opfer gebracht habe. Sie starb mit dem Schwure auf den Lippen, daß sie bis zu dieser letzten Stunde keinen Augenblick aufgehört habe, mich zu lieben. — Nun wissen Sie, warum ich daran glaube."

Während Senftenberg das letzte Wort sprach, traten mehrere Herren zu Meyerhoff und begrüßten ihn, erfreut, ihn hier zu sehen. Es waren Geschäftsfreunde von Locke und Sohn, die von Nord- und Südamerika zur Messe herübergekommen waren. Ein lautes rauschendes Gespräch erhob sich, Meyerhoff nahm mit ihnen an einem andern Tische Platz und Senftenberg, der deutlich fühlte, wie überflüssig er hier sei, wünschte Herrn Meyerhoff gute Nacht und ging.

Es wurde tapfer Champagner getrunken, die Gläser klangen aneinander, man hörte nicht mehr auf die Musik, die daher jetzt auch lange Pausen machte. Um diese Zeit stellte sich ein verschmitzter Geselle mit langen, schwarzen Haaren uud braunem Zigeunergesicht ein. Er lehnt an einem Tische und blickt fortwährend nach den Spielerinnen. Doch nicht

in sein Herz fallen die Eindrücke, die er sich von den hübschen Gesichtern holt, sondern nur in die Finger seiner rechten Hand, die mittelst einer zierlichen Scheere die Silhouetten der Schönen aus einem Bogen schwarzen Papiers herausarbeitet. Da ist Anna's, da ist Louisen's und da ist Theresen's Bild. Und immer wieder von Neuem muß der wandernde Silhouetteur die Spielerinnen abconterfeien, denn die Zahl der Verehrer, welche den Schatten einer der Schönen als Erinnerung in ihren Portefeuilles mit forttragen wollen, ist nicht klein.

Einer von Meyerhoff's Geschäftsfreunden hatte sich eben Anna's Silhouette erworben und legte sie in seine Brieftasche. Meyerhoff sah ihm lächelnd zu und bemerkte:

„Eine sonderbare Grille, das Bildniß einer solchen Dirne mit sich herumzutragen. Geben Sie dem Silhouetteur, wenn Sie nun einmal allen Vagabonden hold sind, das Geld und erlassen Sie ihm die Arbeit. Oder fügen Sie dem, was die Silhouette kostet, noch Etwas hinzu — so haben Sie die Dirne selbst."

„Es sind keine gewöhnlichen Harfenmädchen," entgegnete der Angegriffene; „ihr Lebenswandel ist

so solid wie ihr Spiel und ihr Gesang, durch den sie sich vor den meisten ihrer Kunstgenossen auszeichnen."

„Ha! ha!" lachte Meyerhoff, „Harfenmädchen bleibt Harfenmädchen. Und dieß sind gerade die rechten. Was sie sind, sagt deutlicher als Alles der Luxus, den sie an sich tragen. Oder glauben Sie, meine Herren, daß die seidnen Kleider und Schleifen, die eleganten Schleier und Federhüte, die dort über ihren Köpfen hängen und die goldnen Ringe und Uhren — ihnen über das Notenblatt zugegangen sind?"

„Das hätte komisch aussehen müssen," antwortete ein Andrer lachend und füllte Meyerhoff's Glas aus einer frischangekommenen Flasche, „aber die Mädchen verdienen sich, wie Sie gesehen haben, viel Geld, genug, um sich diesen für ihr Auftreten unentbehrlichen Luxus zu kaufen. Und was sie nicht gekauft haben, das hat man ihnen zum Geschenk gemacht."

„Geschenk!" ergriff Meyerhoff das Wort, „darin liegt ja eben, was ich meine! Geschenke — wofür? Für einen musikalischen Genuß etwa, den man um ein Parquetbillet wohlfeiler und besser haben kann?

Oder für einen freundlichen Blick, für ein Wort des Dankes und einen Händedruck?"

„Für das und nichts Anderes," eiferte ein Dritter, „die Geber mußten mit diesem Danke wohl zufrieden sein, da sie nichts weiter erreichten."

„Wahrscheinlich sprechen Sie aus eigner Erfahrung?" lachte Meyerhoff aufgeräumt.

„Ich schäme mich nicht, das zuzugestehen," entgegnete Jener und stimmte in das laute Gelächter der Uebrigen mit ein, „und," fuhr er fort, „jeder von uns, die wir hier am Tische sitzen, kann Ihnen eine ähnliche Geschichte erzählen, denn wir haben sämmtlich mit den drei Schönheiten angelegentlich verkehrt und dann gegenseitig unsre Resultate verglichen, die einander so ähnlich sahen, wie ein Korb dem andern."

„Und ich behaupte doch, Harfenmädchen bleibt Harfenmädchen!" sagte Meyerhoff und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Unbegreiflich erscheint es mir, wie Lebemänner, wie Sie Alle, Männer — die Welt und Menschen kennen und auf ihren weiten Reisen gewiß mancherlei Abenteuer bestanden haben, wie solche Männer, eingeweiht in die Mysterien der Lebenskunst, behaupten können, daß diese drei Harfenistinnen dort auf Vesta's Altare opfern! Bedenken Sie doch,

diese Mädchen — die ganz allein die Welt durchreisen, von der Gunst der Männer zehren und sich fortwährend bewußt sein müssen, daß sie ihre glänzenden Erfolge nicht ihrem Spiele und ihrem Gesange, sondern ihrem Geschlecht verdanken — bedenken Sie, diese Mädchen, die schon einen hohen Grad von Dreistigkeit besitzen mußten, um diesen Erwerbszweig überhaupt zu ergreifen!"

„Prüfen Sie erst, ehe Sie urtheilen!" wurde dem Eiferer entgegnet, „es haben an die Ehrlichkeit dieser Mädchen noch ganz andre Leute glauben müssen, als Sie."

„Ganz andre, als ich?" fragte Meyerhoff gereizt und zwang sich zu einem Lächeln, das die perlenweißen Zahnreihen zwischen dem dunkeln Barte zeigte, „wie meinen Sie das?"

„Leute, die vielleicht noch unwiderstehlicher waren, als Sie," war die Antwort.

Eine dunkle Zornesröthe überflog Meyerhoff's Gesicht, er schoß einen wilden Blick auf den Gegner und rang nach Athem. Endlich gewann er so viel Fassung, um in herausforderndem Tone die Frage auszusprechen: „Welche ist die Sprödeste von den Dreien?"

„Die Sprödeste und zugleich die Schönste ist Anna," entgegnete ihm der Eine fast spöttisch, „sie ist des Trio's Capellmeister und Sittenpolizei und wacht wie ein Argus über ihre beiden Genossinnen."

Meyerhoff stürzte den Inhalt seines Glases hinunter und sagte, mit einem Faustschlage auf den Tisch:

„An diesem Argus selbst soll Ihr Vorurtheil zu Schanden werden!"

„Es gilt eine Wette!" rief lachend der Eine.

„Jawohl, eine Wette!" jubelte ein Andrer.

„Eine Wette!" stimmten die Uebrigen ein.

Und der Erste bestimmte als Preis eine Anzahl Flaschen Champagner.

Eben rauschte es hinter Meyerhoff. Er wandte sich um und hinter ihm stand Anna mit dem Notenblatte. Er haßte sie, deren Tugend man auf Unkosten seiner eignen Würde gerühmt hatte. Er warf einen feindlichen Blick auf ihre Gestalt. Ihr Wuchs, ihre edle Haltung, die Anordnung ihrer Toilette, die einer Fürstin Ehre gemacht haben würde, reizte seinen Zorn. Er wollte den reichen Beitrag, den er in der Hand hielt, ihr recht verächtlich über das Notenblatt zuwerfen, da fiel sein Blick auf ihre weiße vom dunklen Haare überschattete Stirn, auf die weichen

gerötheten Wangen und die schwellenden Lippen. Meyerhoff's Zorn legte sich, es war nur noch das ferne Grollen eines vorübergezogenen Gewitters, und sanft ließ er seine Gabe über das Notenblatt gleiten. Gern hätte er der Sängerin in die Augen geschaut, aber diese schlugen sich nur zum Danke flüchtig empor und senkten sich dann schnell wieder auf den vollen Busen herab. Meyerhoff wandte sich wieder um, und jetzt, da er der Sängerin den Rücken zukehrte, sollte er wunderbarer Weise ihre Augen sehen. Er warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel, der ihm gerade gegenüber hing, und da sah er sich selbst und hinter ihm stand noch Anna — ihre strahlenden braunen Augen auf sein Spiegelbild gerichtet. Es war ein einziger Augenblick, aber ein Blitzstrahl in eine elektrische Atmosphäre, die von nun an in hellen Flammen steht. Das Gefühl verletzter Eitelkeit verwandelte sich in einen stillen, süßen Triumph. Ein neuer Sinn schien über ihn gekommen. Es war, als werde ihm jetzt plötzlich klar, welche Fülle von Lebensfreuden er von sich gewiesen hatte, seit er im Hause Locke und Sohn rastlos einen einseitigen Lebenszweck verfolgt. Er sieht die Segel seines Lebensschiffes sich schwellen, eine reiche Last ist glücklich an

Bord gebracht — giebt es nicht irgendwo ein geheimes Plätzchen für ein niedliches Abenteuer? Ein Thor Jeder, der sein Leben nicht so genießt, wie er es genießen könnte! Dort strahlt ihm Clara's sanftes blaues Auge entgegen und hier winkt ihm die braunäugige Sängerin. Hier, unter Sang und Klang öffnet sich seinem Leben eine kleine, berauschende Episode, und dort wartet seiner ein dauerndes häusliches Glück im Schoße des Reichthums und der Ehre. Ein Thor Jeder, der sein Leben nicht genießt, wie er es genießen könnte! Wie die bunten Steine eines Kaleidoskop's schossen Gedanken und Bilder durch Meyerhoff's Geist und dazu klangen die Gläser und Gesang und Spiel ertönte. Ein leichter Rausch umfing ihn und er wußte fast selbst nicht, wie es geschehen war, daß er, als es leer im Zimmer geworden war und nur noch seine Freunde in eine Partie L'hombre versenkt am Tische saßen, sich plötzlich an Anna's Seite wiederfand, die ihre Harfe weggestellt hatte und mit Louise und Therese gemeinschaftlich ihr Abendbrod einnahm. Er hatte, ehe er Platz nahm, Anna artig um Erlaubniß gefragt, und sie hatte als Zeichen der Gewährung sich erröthend verneigt und ihren Stuhl etwas bei Seite gerückt.

„Wissen Sie auch, mein Fräulein,“ leitete Meyerhoff die Unterhaltung ein, „daß Sie mit Ihrer schönen Stimme hier gar nicht an Ihrem Platze sind?“

Anna, die sich zu schämen schien, in Gegenwart des Herrn zu essen und nur mit der Gabel in dem italienischen Salat herumstocherte, sah den Herrn fragend an.

„Ich meine,“ fuhr Meyerhoff fort und vergrub seinen Blick in das braune Auge, das sich mit so wunderbarem Glanze auf ihn richtete, „ich meine, Ihrer musikalischen Befähigung ist ein höherer Wirkungskreis vorbehalten, als dieser hier. Sie sollten zu Ihrer weiteren Ausbildung ein Conservatorium besuchen und gewiß in zwei Jahren müßte aus Ihnen eine dramatische Sängerin geworden sein, die ihresgleichen suchte.“

Anna zuckte lächelnd die Achseln.

„Ich verstehe Sie,“ sagte Meyerhoff rücksichtsvoll, „eine derartige Ausbildung ist mit schweren Opfern verknüpft. Aber wissen Sie nicht, daß die meisten Talente, die jetzt große Namen haben und die glänzendsten Stellungen einnehmen, ganz dieselben Schwierigkeiten zu besiegen hatten? Und sie h a b e n sie besiegt.“

„Das kommt wohl auf Glücksumstände an,“ wandte Anna bescheiden ein.

„Jedes Talent findet seinen Beschützer. Die Welt ist nicht so hart, nicht so kalt, wie sie scheint. Halten Sie es nicht für möglich, daß auch Ihnen ein solcher Beschützer begegnen könnte?“

„Dieser Hoffnung mag ich mich nicht hingeben, auch wäre ich um den Dank verlegen. Und wenn mir wirklich solch ein Glück widerführe, so müßte ich es dennoch zurückweisen, denn ich stehe nicht allein in der Welt und mein Glück wäre das Unglück Anderer.“

„Gewiß haben Sie einen Vater oder eine Mutter zu unterstützen?“ fragte Meyerhoff mit liebevoller Theilnahme.

„Mein Vater ist todt,“ antwortete Anna, „und meine Mutter,“ fügte sie, von einer sichtlichen Bewegung ergriffen, hinzu, „ist auch todt. Sie starb viele Jahre vor ihm. Aber ich habe vier Brüder daheim und für diese spiele und singe ich.“

„Wohl Ihnen, daß Sie nicht allein in der Welt stehen, ich beneide Sie um die süße Pflicht, die Sie zu erfüllen haben. Auch ich wünschte, ich hätte recht viel zu sorgen, aber —“ setzte Meyerhoff düster hinzu

und seiner Brust entströmte ein tiefer Seufzer, „ich stehe ganz allein, ganz vereinsamt da und habe Niemanden, als mich. — Ganz allein!"

Als Meyerhoff sein gesenktes Auge wieder emporschlug, begegnete er dem vom liebevollsten Mitleid erfüllten Blicke der Sängerin.

„Bitte, bitte," unterbrach er das Stillschweigen, „erzählen Sie mir von Ihren Geschwistern. Erzählen Sie mir recht viel, Alles, was Ihnen einfällt, auch das Unbedeutendste höre ich gern."

Meyerhoff fragte nach Namen und Alter der Geschwister — und obwohl Anna, aus natürlicher Verschämtheit, den fremden Herrn mit ihren kleinen Familienangelegenheiten zu unterhalten, anfangs nicht mit der Sprache herauswollte, so wurde sie doch durch die herzliche Theilnahme, mit der Meyerhoff sich nach Allem erkundigte, schnell bestochen und hatte sich bald in ein unbefangenes Geplauder versenkt, dem Meyerhoff mit freundlicher Theilnahme lauschte.

Sie erzählte vom Aeltesten, dem Niclas, der gegen ihren Willen das Weberhandwerk ergriffen hatte, — dann vom Franz, der durchaus ein Bäcker oder Fleischer werden wollte, weil er da recht nach

Herzenslust Kuchen oder Wurst essen zu können glaubte, worüber Meyerhoff herzlich lachen mußte. Dann erzählte sie von Carl: der sitzt den ganzen Tag auf einem Fußbänkchen in der Stube oder an der Hausthüre und spielt auf einem Lineale mit der Elle Geige. Er will, wenn er älter ist, mit Anna als Violinist in der Welt herumziehen und hat sie dringend gebeten, ihm — wenn sie dießmal von ihren Reisen nach Hause zurückkehrt, — ganz bestimmt eine ordentliche kleine Geige mitzubringen. — Fritz, das Nesthäckchen, will zur See gehen und Schiffscapitän werden. Er hat von seinem Schullehrer einst die Karte von Europa geschenkt erhalten und sitzt Stunden lang davor und macht mit seinem Schieferstift große Seereisen. Und ganz langsam fährt er mit dem Stifte um die Länder und Inseln herum, weil, wie er spricht, eine solche Reise sehr weit ist und nicht mit einem schnellen Striche zurückgelegt werden darf. Dann erzählt Anna aus freien Stücken, wie sie selbst das Singen und Harfenspielen gelernt hat, und wie es ihr Anfangs so schwer geworden ist, sich mit den Noten vertraut zu machen; sie erzählt von ihren Reisen und Erlebnissen, und plaudert so vergnügt und so aus vollem Herzen, wie noch nie, und der Herr

ist so nachsichtig und gütig und frei von lauernder Ironie, wie noch keiner war.

Die Zeit vergeht und Louise und Therese binden die Mäntel um und greifen nach ihren Hüten. Anna bemerkt dieß und steht auf, aber Meyerhoff bittet alle Drei, noch ein wenig zu bleiben, denn soeben kommt der Kellner und bringt den Champagner. Die Damen lehnen entschieden ab, aber Anna wird so gerührt von der Miene und dem Blick Meyerhoff's, daß sie es fühlt, sie hat ihn durch ihre Weigerung bereits gekränkt, obwohl er es zu verbergen sucht. Sie selbst überredet die beiden Genossinnen, und so setzen sich Alle noch einmal um den Tisch herum, und Meyerhoff stößt auf das Wohl jeder Einzelnen an, und dann läßt er den Niclas hochleben und den Franz und den Carl und den kleinen Fritz.

Zuletzt begleitet er die Damen nach Hause und empfiehlt sich artig, noch ehe die Hausthüre aufgeschlossen ist.

„Sie sah reizend aus," sagte sich Meyerhoff unterwegens, „selbst als sie Hut und Mantel angelegt hatte, und durch den weißen Schleier die dunkelbraunen Augen hervorbrannten!"

Am andern Tage kam Meyerhoff oft aus seinem Comptoir in das Gewölbe heraus und suchte mit den Augen in der vorüberströmenden Menschenmenge. Er hätte sie so gerne wiedergesehen, die liebliche Gestalt und den weißen Schleier, durch den die dunkelbraunen Augen leuchten. Aber sie kam den ganzen Tag nicht und Meyerhoff geduldete sich bis zum Abende.

Da ist er wieder in der Weinstube und begegnet auch schon Anna's Blick, welcher sich der sich öffnenden Thür zugewandt hatte. Und endlich ist auch die Stunde gekommen, wo es einsamer und stiller wird, und wieder sitzt er neben Anna, die heute unbefangen ihr Abendbrod einnimmt, denn der fremde Herr nimmt neben ihr ebenfalls sein Abendbrod ein. Er ist sehr weit hergekommen zur Messe, wohl gar über das Meer! Er spricht von einem freudenlosen Leben, das er in der weiten Ferne hinbringe, von einem Leben, das nur dem Berufe gewidmet ist, dem Menschen aber keine Gelegenheit bietet, sich des Wohlstandes, mit dem es ihn umgiebt, zu freuen. Ach! wenn er ein weibliches Wesen fände, nach seinem Geschmack, daß er nicht mehr so allein stünde, so wäre er glücklich! Aber die Frauen drüben sind

kalte Geschöpfe; was er sucht, kann er nur in Deutschland finden und hier ist leider sein Aufenthalt so kurz, daß ihm fast jede Gelegenheit geraubt ist, nur Bekanntschaften anzuknüpfen. Ueberdieß ist er auch etwas unbeholfen, etwas schüchtern!

„Aber", sagt Anna, „es giebt gewiß sehr reiche Mädchen dort, wo Sie wohnen."

„Reich und herzlos! Ich sehe nicht auf Reichthum, ich habe dieß ja nicht nöthig. Ich sehe nur auf das Herz, und ein gutes, edles Herz findet man nur noch in der Hütte der Armuth!"

Meyerhoff schweigt still und Anna holt tief Athem und dann ist sie plötzlich betroffen darüber, denn dem fremden Herrn ist der Seufzer gewiß nicht entgangen.

Es wird Zeit zum Gehen, und wieder steht sie da in Hut und Mantel, und durch den weißen Schleier glüht wunderbar das braune Auge.

An der Thür, noch ehe der Hausschlüssel knarrt, wünscht Meyerhoff den Damen eine gute Nacht.

In einiger Entfernung vom Hause bleibt Meyerhoff stehen. Er blickt nach den vielen Fenstern des Hauses, in welchem die Harfenistinnen wohnen. In einer der Reihen wird es hinter einem der Fen-

ster Licht. Dunkle Schatten gleiten hinter den Gardinen hin und wieder. Welcher mag wohl Anna's Schatten sein? Er glaubt ihn zu unterscheiden, wirft ein Kußhändchen hinauf, fühlt, daß er wirklich verliebt ist und lacht sich auf dem Nachhausewege deßhalb selbst aus.

Trübes Aprilgewölk hat bisher den Himmel verdeckt gehalten, aber wie eine holde Frühlingsahnung lächelt er heute im reinsten Blau herab. Die übriggebliebenen kleinen Regenpfützen in den Straßen blitzen im Sonnenstrahl wie blanke Spiegel, und auf den Köpfen der männlichen Straßenwanderer blitzen die Mützenschirme, die blanken Knöpfe an den Röcken blitzen, die Hörner und Trompeten der durch die Straßen ziehenden Bergmusikanten blitzen, alle Fenster der Häuser auf der Sommerseite blitzen, und Meyerhoff, der an der Thüre vor dem Gewölbe steht, schließt plötzlich die Augen zu, geblendet von einem offenstehenden Fenster des gegenüberliegenden Hauses, wo ein alter Hagestolz eben eine Reihe Blumenstöcke hinaussetzt vor sein Dachfenster.

Ein milder, wohlthuender Lufthauch geht durch die dumpfen Straßen und alle Menschen sehnen

sich hinaus in's Freie. Die Messe neigt sich ihrem Ende zu, die Geschäfte sind still geworden.

Meyerhoff zieht, nach dem klaren Himmel blickend, die Glacéhandschuhe an, nimmt Hut und Stock und verläßt das Gewölbe. Er schreitet langsam auf den Trottoirs hin, die Hände auf dem Rücken und das elegante Stöckchen unter'm Arm. Als er eben um eine Ecke biegt, sieht er ein gutes Stück vor sich im Meßgewühl eine Dame mit zurückgeschlagenem weißen Schleier gehen. Dem Schleier und der Gestalt nach könnte das Anna sein. Aber trägt sie nicht einen hellen Mantel, während dieser hier schwarz ist? Jetzt ist sie verschwunden im Menschenknäul. Dort taucht sie wieder auf. Meyerhoff verdoppelt seine Schritte. Sie wendet den Kopf, er sieht einen Theil ihres Gesichts, aber die Entfernung ist zu groß, als daß er die Züge genau zu erkennen vermöchte.

Meyerhoff beeilt sich immer mehr, durch die Menschenmasse vorwärts zu dringen. Sie ist wieder verschwunden und bleibt verschwunden. Er hat sie verloren und tröstet sich schon mit der Wahrscheinlichkeit, daß die Dame eine Andre als Anna gewesen sein könne, als er sie plötzlich dicht vor sich hergehen sieht. An ihr vorübereilend wendet er den Kopf

nach ihr, und seine erste Ahnung hat ihn nicht betrogen, denn Niemand anders schaut ihn an, als Anna und über ihr schönes Gesicht zuckt eine freudige Ueberraschung.

In traulichem Geplauder gehen Beide nebeneinander her. Es ist wohl nichts Auffallendes, daß das Wagengerassel und das Menschengedränge allmälig nachläßt, daß die Straßen stiller und immer stiller werden und die Häuser kleiner, und daß man keine Spur mehr bemerkt von dem lauten Meßverkehr, sondern lustige Kinder, die im Sonnenschein spielen, und hier und da einen Hund oder eine Katze, die sich vor der Hausthüre sonnen, und es ist nichts Auffallendes, daß der Fuß nicht mehr auf Pflaster und Trottoir tritt, sondern auf den weichen Erdboden.

Als aber die Häuser verschwunden sind und zu beiden Seiten des Weges die Frühlingsluft durch die Zweige eines grünenden Hains säuselt und hoch oben im blauen Aether eine Lerche singt, da bleibt Anna stehen und sagt, sich verwundernd umblickend:

„Wo sind wir?!“

Meyerhoff sieht sich ebenfalls erstaunt um und weiß selbst nicht, wie er hierhergekommen ist, und

Anna weiß es auch nicht, und Beide müssen darüber lachen.

Aber es ist ein herrlicher Spaziergang, und die Frühlingsluft weht so lind und duftig, und die Beiden haben nichts zu versäumen, und es thut ihnen wohl, einmal dem Meßgeräusch entrückt zu sein. So lustwandeln sie weiter.

Nach einer Weile längeren Stillschweigens fragt der Herr plötzlich die Dame, ob sie sich entschließen könnte, über die See zu gehen und in einem fernen Lande zu wohnen?

Anna's Gesicht färbt sich purpurroth; sie wendet es ab und nur mit Mühe gelingt es ihr, in scherzhaftem Tone zu fragen: „Warum?"

Er aber antwortete nicht, sondern seufzte tief und sie erinnerte sich, wie er ihr neulich gestanden hatte, daß er etwas unbeholfen und schüchtern sei.

Schweigend gehen Beide neben einander her. Dort ist eine kleine Brücke von Birken, darunter rauscht ein Bach und dicht am Wege ist eine Bank, auf welche der warme Sonnenstrahl fällt. Auf dieser Bank ruhen Beide aus.

Sie haben eine lange Weile schweigend dagesessen, da fragt Meyerhoff wieder:

„Könnten Sie sich entschließen, über die See zu gehen und in einem fernen Lande zu wohnen?"

Sie will das Gesicht von dem Fragenden abwenden, aber er faßt sie schnell am Kinn, daß ihm das ganze Antlitz zugewendet bleibt, das ganze röther und röther erglühende Antlitz. Sie ist sprachlos vor Verwirrung.

Er sieht ihren Busen sich heben und senken. Wie sie so stumm ist, zieht er den kleinen goldnen Ring mit dem grünen Steine von seinem Finger und steckt ihn an den ihrigen.

Erschrocken zieht sie die Hand zurück, aber es ist zu spät, denn an der Hand, die sie an das klopfende Herz preßt, steckt schon der Ring, und sie preßt ihn mit an das Herz!

Er blickt ihr zärtlich in das Antlitz und streicht ihr langsam das schwarze Härchen von der Stirn, das sich herabgelegt hatte. Sie läßt es ruhig geschehen; sie läßt es ruhig geschehen, daß die fremde Hand auf ihrer Stirn verweilt und dann sich um die brennende Wange legt und dann herabgleitet, und daß der fremde Mund mit den Perlenzähnen ihr näher und näher rückt und plötzlich in einem langen traumhaften Kusse auf ihren Lippen brennt! —

Louise und Therese beobachten schweigend die eigenthümliche Veränderung, die mit Anna vorgegangen ist. Sie geht oft aus und sagt nie wohin; sie macht ihnen keine Vorwürfe mehr, wenn sie sich von den Galants der Weinstube zu viel Zärtlichkeiten gefallen lassen, bemerkt sie es doch kaum! — Sie ist jetzt heiter bis zur Ausgelassenheit, und ein anderes Mal sitzt sie da, in Gedanken versunken, aus ihren Augen blickt Melancholie und ihrer Brust entwinden sich bange Seufzer. Die neuen Lieder, die sie verschrieben und mit Ungeduld erwartet hat, sind längst angekommen, und dort liegen sie jetzt und sie fragt nicht darnach und trifft keine Anstalten, sie einzustudiren.

„Sie ist verliebt," sagen Therese und Louise, aber sie wissen nicht in wen, denn der Herr mit dem schwarzen Barte besucht die Weinstube nicht mehr, und gegen alle Uebrigen ist Anna kalt, noch kälter als zuvor.

„Es muß etwas ganz Besonderes mit ihr vorgegangen sein," sagt Therese erstaunt zu Louisen, als Anna ihnen mittheilt, daß sie heute Abend allein spielen müßten, weil sie eine kleine Reise vorhabe und erst morgen wieder zurückkehre.

„Es muß irgend etwas los sein!" zischeln Tags darauf die Reisenden, als sie vom Meßhelfer, der Herrn Meyerhoff's Kleider reinigt, erfahren, daß er verreist sei.

Im Gasthofe eines großen Dorfes, mehrere Meilen von der Meßstadt entfernt, sitzen in einem traulichen Stübchen ziemlich spät am Morgen ein Herr und eine Dame am Kaffeetisch. Auf einem Tischchen an einem der ländlich niedern Fenster liegen die Pretiosen der Dame, ihr Hut liegt auf einem Stuhle und der weiße Schleier hängt herab. Im weißen Gewande sitzt die junge Dame neben dem schwarzbärtigen Herrn auf dem Sopha, ihr Antlitz ist weiß wie ihr Gewand und ihr Schleier. Sie blickt mit starrem Auge oft auf die Diele, wo ein Schein der Morgensonne spielt und zittert, es herrscht ein herrliches, heitres Frühlingslicht im Stübchen und doch umhüllt ihren Blick finstre Nacht; sie liebt ihn so herzinnig, den Mann, der an ihrer Seite sitzt und seinen Arm um sie geschlungen hat, und doch erbebt ihre Seele in einer entsetzlichen Ungewißheit, und die kann nur er lösen.

„Was sinnst Du, meine Anna?“ fragt er zärtlich und zieht sie an seine Brust.

Sie wendet den Blick von der Diele weg und sieht zu ihm empor. Wie die Schatten der Nacht, verschwindet der brütende Ernst aus ihrem Antlitz vor dem Sonnenaufgang der Glückseligkeit, die ihre Züge einnehmen. Ein heißer Thränenstrom bricht aus den braunen Augen und unter Schluchzen fragt sie ihn:

„Flottwell, — mein herzenslieber Flottwell — räthst Du mir nun noch — zu meiner — Ausbildung — ein Conservatorium — zu besuchen?“

Er schüttelt lächelnd den Kopf, und sie legt den ihrigen an seine Brust und bleibt lange, lange stumm so liegen.

Nach einer Stunde wanderten Beide durch das Dorf, der Eisenbahnstation zu, um mit dem eben anlangenden Zuge nach der Stadt zurückzukehren.

Die zahllosen bunten Firmen und Schilder, welche die Häuser erscheinen ließen, als seien sie festlich mit Fahnen geschmückt, werden allmälig herabgenommen. Viele der Gewölbe sind leer und verlassen und durch

schwarze, eiserne Läden fest verschlossen. In andere sind die ursprünglichen Inhaber wieder eingezogen, die sich nun vor dem Eingange behaglich breit machen.

Zu jeder Stunde fast und in jeder Straße sieht man aus dem und jenem Hause einen mit Reisetasche und Pelz bepackten Meßfremden heraustreten, und in den benachbarten Gewölben und von den ihn begleitenden Wirthsleuten Abschied nehmen: „bis auf Wiedersehen zur nächsten Messe!" Und da kommt schon die Droschke, und die Dienstmagd, die sie weit hatte herbei rufen müssen, springt heraus und hilft dem Meßfremden und seinem Gepäck hinein.

An den meisten Fenstern prangen wieder die Vorhänge und die Blumen und Goldfischchen und auch der Mädchenkopf schaut wieder heraus. Es kommt Alles allgemach wieder in seine alte Ordnung, und die Meßfremden, die vereinzelt noch ihre Waaren feilhalten, scheinen nur geduldet zu sein. Selten nur hört man in den Straßen der innern Stadt noch eine Musikbande spielen, sie haben sich in die Vorstädte zurückgezogen, als wollten sie die Zurücksetzung, die den Bewohnern derselben wiederfahren ist, jetzt gutmachen.

Die gelbe Firma mit der schwarzen Inschrift: Locke u. Sohn, wird von zwei Männern auf Leitern eben herabgeholt, und ein paar vorübergehende Schulknaben können nicht umhin, sich die Inschrift noch einmal laut vorzulesen, während die Firma schon langsam herabschwankt.

Die Reisenden haben keine Langeweile mehr, denn sie sind mit dem Einpacken der Waaren vollauf beschäftigt, und die Meßhelfer draußen schnüren und nageln die Kisten zu, auf denen sie manche Stunde gesessen haben.

Meyerhoff ist fortwährend in unverwüstlicher Thätigkeit begriffen. Er hat sich, wie er es sich in seinem tiefsten Innern selbst zugesteht, „ermannt!“ Eine Reihe süßer, schöner Stunden liegt hinter ihm, und mit festem Entschlusse hat er sie abgebrochen, indem er plötzlich keine mehr hinzufügte. Jetzt geht es wieder der Heimath zu, Clara entgegen, nach dem Orte ernsten und männlichen Strebens, neben welchem das niedliche Spiel der jüngsten Tage erblaßt und verschwindet. Er hätte nichts dagegen, wenn Anna und Clara die Rollen tauschten. Clara's blaue Augen vermögen keinen solchen feurigen, in's Herz dringenden Blick zu versenden, wie die braunen der

Sängerin; Clara liebt nicht so heiß und hingebend, als Anna; Clara ist ein vornehmes selbstbewußtes Mädchen, das nie den hohen Stand vergißt, dem es angehört, und zu dem Meyerhoff sich erst emporschwingen mußte; Anna besitzt die Fähigkeit, jeder höheren Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft Ehre zu machen, ohne ihre angeborne Naivetät dabei einzubüßen. —

Im Laufe des Tages trat einer der amerikanischen Geschäftsfreunde zu Meyerhoff in's Comptoir.

„Ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen," redete er den Procuristen an, „noch heute geht's fort, nach dem Lande der Freiheit. Nächstes Jahr auf Wiedersehen."

„Hier nicht," antwortete Meyerhoff lächelnd, „das Haus Locke u. Sohn bezieht keine Messe wieder. Das war die letzte."

„Hat's nicht mehr nöthig," erwiderte der Geschäftsfreund, „thut recht daran."

Während er sprach, hatte er in seiner Brieftasche gesucht. „A propos!" rief er plötzlich und hielt Meyerhoff Anna's Silhouette hin, die ihm zufällig in die Hand gekommen war.

Meyerhoff betrachtete die Silhouette mit eigenthümlichem Lächeln.

„Wie steht's mit unserer Wette?" fragte der Andere.

„Wenn sie gültig gewesen wäre, so hätte ich sie verloren."

Der Amerikaner lachte laut auf und wurde in Folge der Anstrengung ganz roth im Gesicht. „Es sind keine gewöhnlichen Harfenmädchen, nicht wahr? Ha! ha!"

„Harfenmädchen bleibt Harfenmädchen," sagte Meyerhoff abwehrend, „ich nehme mein Urtheil deshalb nicht zurück. Ich räume nur ein, daß es Mühe und Zeit gekostet haben würde, den Beweis zu führen; und solche Opfer zu bringen, überlasse ich gern einem Andern, der mehr zu Abenteuern aufgelegt ist, als ich."

Das Gespräch wendete sich bald zu andern Dingen.

Als der Amerikaner fort war, setzte sich Meyerhoff an das Pult und schrieb einen Brief. Er rauchte dabei seine Cigarre und blickte, zeitweilig mit Schreiben innehaltend, dem blauen Dufte nach. Der Brief war beendet und Meyerhoff legte jetzt ein buntfarbiges, bedrucktes Papier hinein, das sehr sauber zu-

sammengebrochen war. Dann faltete er den Brief, adressirte ihn und versiegelte ihn zuletzt mit einem funkelnagelneuen Petschaft, auf welches ein einfaches F eingravirt war.

An demselben Tage reiste er ab.

Auf dem Wege zum Bahnhofe besorgte er selbst den Brief zur Post. Dann fuhr er, in die Ecke der Droschke zurückgelehnt, weiter.

Der Wagen rasselte an dem Weinhaus vorüber, und Meyerhoff warf einen Blick nach den Fenstern, aber in seinem Herzen ging nichts vor. Der Weg führte an dem Hause vorbei, an welchem Meyerhoff der Harfenistin im Menschengedränge begegnet war, er warf einen Blick hinüber, aber in seinem Herzen ging nichts vor. Dann saß er im Dampfwagen. Nach einer Viertelstunde pfiff die Locomotive und der Zug hielt an der ersten Station. Meyerhoff sah zum Fenster hinaus, hinüber nach dem Dorfe, das nicht weit davon entfernt lag, — er konnte genau das rothe Ziegeldach erkennen, das über die niedern Strohdächer freundlich hinwegschaute, — das war das Wirthshaus, und Meyerhoff blickte hinüber, — aber in seinem Herzen ging nichts vor.

Und wenn er keine Reue gefühlt hätte! Wenn nur ein einziger, leiser Ton der Wehmuth durch seine Erinnerung gezittert hätte, wenn er sich nur gesagt hätte, lebe wohl, du armes Herz, es thut mir weh, daß ich dich kränken muß, daß ich dir deine Liebe und Hingebung nicht besser lohnen kann, daß Jedes eine andere Straße zieht, ich hierhin, — du dorthin, und daß ich nie wieder in deine braunen Augen sehen werde, die so wunderbar unter dem weißen Schleier hervorglüthen! Aber in Meyerhoffs Herzen ging nichts vor, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte; er lehnte sich behaglich in die Polster zurück, und säuberte sehr angelegentlich den Pelzaufschlag seines Aermels von der weißen Cigarrenasche, die in Folge des heftigen Ruckes beim Anziehen der Locomotive darauf gefallen war.

Capitel 13.

Daniel.

Fast ein Jahr ist vergangen. Noch ist Clara nicht Meyerhoff's Gemahlin. Die Hochzeit ist verschoben worden, denn die Braut steht eben trauernd am Krankenbette ihrer geliebten Tante. Nur Herr Locke ist dabei guten Muthes, heiterer, glücklicher als an manchem andern Tage, wo seine Gemahlin sich der blühendsten Gesundheit erfreute, denn ihr betrübender Zustand ist die Folge eines glücklichen Ereignisses: durch wenige Zimmer vom Krankenbett getrennt, schlummert in der Wiege seines todten Brüderchens ein hoffnungsvolles Knäblein.

Zwei Aerzte gehen täglich aus und ein. Da der Eine von ihnen sein ganzes Interesse der Wöchnerin zuwandte und den Säugling, wie Herr Locke glaubte, vernachlässigte, so hat er einen zweiten Arzt für den Kleinen angenommen, der dem besorgten Vater erklären muß, daß der Kleine jetzt nicht

trinkt, weil er keinen Appetit habe; nicht schläft, weil er munter ist; und nicht wacht, weil er eben schläft.

Selten nur sieht man jetzt Herrn Locke im Comptoir. Er hat seinen beständigen Aufenthalt oben in Clara's Schlafzimmer, weil dieß mit Clara's Wohngemach durch eine Glasthüre mit einen grünen Vorhang verbunden ist, den Herr Locke von Clara's Schlafzimmer aus vor- und zurückschieben kann, und durch den er nach Belieben nach dem Säugling zu schauen vermag, der mit der Amme in Clara's Wohngemach haust.

Von Clara's Schlafzimmer aus dirigirt Herr Locke das ganze große Geschäft, soweit ihm diese Sorge nicht von Meyerhoff abgenommen ist; dort ertheilt er flüsternd Audienzen und unterschreibt die Briefe, und Jedem, der heraufkommt, zischt er ein „Bst" zu, damit er leise auftrete und nicht laut spreche.

Stundenlang sitzt Herr Locke oft da, blickt den grünen Vorhang an, und träumt, wie der Knabe — der Daniel heißen wird — emporwächst und sich durch einen verständigen Ernst von andern Knaben seines Alters unterscheidet; wie er durch tüchtige Lehrer und durch des Vaters eigne Nachhülfe die

umfassendste Ausbildung für seine künftige Lebensstellung erhalten soll. Im Geiste bildet sich Herr Locke schon eigne Lehrmethoden, nach denen Daniel auf kürzerem Wege, als dieß sonst geschieht, das Rechnen erlernen soll, denn die gewöhnlichen Lehrmethoden taugen mehr oder weniger alle nichts. Die Lehrer unterrichten die Kinder ganz so, wie sie selbst unterrichtet worden sind, und das ist für jedes Kind der geradeste Weg, Schulmeister zu werden und weiter nichts. Und das gilt nicht nur vom Rechnen, sondern auch von den übrigen Fächern. Die Lehrer machen ihre Schüler mit den Hottentotten, Kaffern und Eskimos vertraut, ehe diese noch über die kaukasische Menschenrace, der sie selbst angehören, im Klaren sind, ehe sie noch wissen, was ein Rentier und was ein Banquier zu bedeuten hat; sie erzählen von der chinesischen Mauer, ehe die Kinder noch eine Ahnung haben von Schutzzoll und Freihandelsystem; sie beschäftigen sich mit den vorweltlichen Thieren, ehe die Kinder noch wissen, wie die Baumwolle gewonnen wird. Es ist ein gräßliches Zopfsystem, dieses ganze Lehrsystem, es ist — die Wände der Gedankenwerkstätte, in der sich diese bittern Reflexionen bildeten, begannen wirklich Galle auszuschwitzen,

und Herr Locke griff nach seinen Käppchen und setzte es auf, und rückte es weit nach dem Hinterkopfe, und einen Commis, der eben eintrat und Herrn Locke Briefe überbrachte, behandelte er wie einen Lehrer, der einen Versuch gemacht hat, den kleinen Daniel nach dem verhaßten Systeme zu unterrichten.

Als Herr Locke dann den grünen Vorhang ein wenig zurückschob, und den Kleinen an der Brust der Amme liegen sah, hatte er das kleine Gehirn wirklich in dem Verdachte, als beschäftige es sich bereits mit den Kaffern, mit der chinesischen Mauer und mit vorweltlichen Thieren. Doch wichen diese düstern Gedanken bald wieder einem andern Traumbilde, denn Herr Locke sah jetzt den hochaufgeschossenen Daniel an seinem Halse hängen, um auf mehrere Jahre Abschied zu nehmen. Er muß hinaus in die Welt, in einer Seestadt soll er die Handlung erlernen, er darf nicht im väterlichen Hause seine Laufbahn beginnen, wenn auch die Trennung noch so bitter ist. Er muß hinaus in die Welt, er muß reisen. Reisen! — da steht in der Zeitung, daß dieser Tage wieder durch das Ausgleiten der Locomotive aus der Bahn ein gräßliches Unglück passirt sei. Indessen der Menschengeist rastet nie, er schafft fort-

während Verbesserungen, und wie lange wird es dauern, da hat man auch eine ganz einfache Vorrichtung erfunden, durch die derartige Unglücksfälle rein unmöglich gemacht werden, noch ehe Daniel herangewachsen ist.

Und dann träumt Herr Locke von einem Tage, wo er dem Sohne schreibt: ich werde alt und schwach, ich bin nicht mehr das, was ich sonst war. Komme zurück und tritt das Amt an, das Dir in der großen Weltordnung vorbehalten war. Und Herr Locke freut sich schon auf die Zeit, wo er alt und schwach wird, und versetzt sich so lebendig hinein, daß sein Rücken sich krümmt, das müde Haupt zwischen den Schultern hineinsinkt, und daß ihn zu frösteln anfängt. Und endlich sieht er vor sich ein weißes Papier mit einem schwarzen Trauerrande: ein gedrucktes Rundschreiben, worin die Geschäftsfreunde von dem Ableben des alten Locke unterrichtet, und von dem Sohne gebeten werden, dem Vater ein ehrendes Andenken und der alten ehrwürdigen Firma das zeitherige Vertrauen zu bewahren. —

Wenn Meyerhoff dem Träumer sagen wollte, was er, während er mit freudestrahlendem Gesichte auch seinerseits die schönsten Hoffnungen für das

Gedeihen des künftigen Daniel ausspricht, wenn Meyerhoff dem alten Herrn sagen wollte, was er trotzdem ganz im Stillen bei sich denkt, so würde der alte Herr es nicht glauben oder der unglücklichste Mann der Welt werden. Denn Meyerhoff denkt bei sich: „Der Kleine stirbt doch wieder, wie der andere!"

In der That drohte ein unglückliches Ereigniß Locke's glückliche Vaterträume mit rauher Hand zu vernichten.

Mit großem Mißvergnügen hatte Herr Locke schon öfters ein altes häßliches Weib durch das Haus schleichen sehen, und einst war es sogar geschehen, daß Herr Locke sie im Gespräch mit der Amme in Clara's Wohngemache ertappt hatte. Es war die Mutter der Amme.

Die Ernährerin des kleinen Daniel genoß viele Vorrechte; damit sie vor allen Gemüthsbewegungen bewahrt werde, die auf den Säugling übergehen konnten, wurde ihr jeder Wunsch erfüllt. Sie erhielt jede erlaubte Speise und Leckerei, nach der ihr gerade gelüstete, und Herr Locke wagte kein Wort des Mißfallens zu äußern, als er bemerkte, daß die Amme plötzlich in dem besten Hauskleide seiner kranken Gemahlin einherging, und dazu einen feinen gewirkten

Shawl von derselben umgethan hatte. Er verlor daher auch kein Wort über die häßliche Alte, die im Hause umherschlich, und diese schien sich der Macht, die sie schützte, bewußt zu sein, und unterließ sogar in ihrem Uebermuthe, Herrn Locke, wenn er an ihr vorüberging und sie mit finsterm Blicke fixirte, zu grüßen.

Seit einiger Zeit fand sich die Alte, obwohl sie auf einem ziemlich entfernten Dorfe wohnte, täglich ein.

Herr Locke beobachtete, daß die Mutter mit ihrer Tochter ernste Unterhandlungen pflog, daß ihre täglichen Besuche irgend einer höchst unerfreulichen Angelegenheit gälten, obwohl die Amme auf Herrn Locke's Befragen stets zur Antwort gab, es sei Nichts. Herrn Locke's Unruhe stieg, als die Alte eines Tages, nachdem sie bereits am Vormittage dagewesen war, im Laufe des Nachmittags zum zweiten Male erschien. Herr Locke sah die Amme wie gewöhnlich im Hauskleide seiner Gemahlin, deren Shawl um die Schulter geschlungen, durch sein Zimmer nach dem Vorsaale gehen. Er blickte nach dem Säugling, der in seinem Wickelbett in tiefem Schlummer lag. Herr Locke blieb während der Abwesenheit der Amme bei ihm. Er heftete sein Auge auf das kleine runde Gesicht des Schlummernden, und träumte wieder von

seiner Zukunft. Dann beobachtete er das schneeweiße Bettchen, das den kleinen Leib umhüllte, und blickte so lange hin, bis er die mikroskopischen Athemzüge, die das Bettchen kaum bewegten, unterschied — und er träumte wieder.

Er träumte, bis er fand, daß er sehr lange geträumt haben müsse — und daß die Amme über die Gebühr lange wegbliebe. Kein herannahender Schritt von draußen, kein leises Klinken an der Thür und kein Hereintreten will seine harte Geduldsprobe enden. Er stand auf und ging hinaus. Es war wirklich auffallend, daß sie so lange wegblieb, noch auffallender war es, daß sie nirgends zu sehen war; weder auf dem Vorsaale noch in irgend einem der vielen Zimmer, in denen sie Herr Locke suchte. Die Mägde in der Küche sagten Herrn Locke, sie hätten die Amme vor einer guten Weile mit ihrer Mutter und im Shawl und Hauskleide der Madame Locke die Treppe hinabgehen sehen, und glaubten, sie sei längst wieder oben.

Herr Locke eilte die Treppe hinab, sah in den Hof, rannte vor die Hausthür und blickte sich — die Hand über die Augen haltend, damit die Sonne ihn nicht blende — nach beiden Richtungen der

Straße um. Sie war nirgends zu sehen. Er eilte zurück, die Treppe hinauf. Vielleicht war sie jetzt doch beim Säugling zu finden. Aber er fand, bis auf den schlummernden Kleinen, das Zimmer leer, wie er es verlassen. Nun durchsuchte er von Neuem wieder alle Gemächer, und in der Angst seines Herzens sah er sogar in jeden Winkel, der durch einen Schrank oder einen Ofen gebildet ward. Sie war nirgends zu finden.

„War die Amme nicht hier?“ fragte Herr Locke seine Gemahlin, in deren Zimmer er sie zuletzt auch suchte.

„Nein,“ antwortete ahnungslos die Wöchnerin mit matter Stimme.

Herr Locke eilte zu dem Säugling zurück und lauschte seinen Athemzügen. Dann ging er, er wußte selbst nicht weßhalb, in sein Zimmer und zog sich, er wußte nicht weßhalb, die Stiefel an. Dann eilte er zum Säugling und sah nach, ob er noch schlief, und wieder eilte er auf den Fußspitzen gehend in sein Zimmer zurück und zog seinen Ueberrock an, er wußte nicht warum, und dann stand er im Ueberrock wieder bei dem Säugling, und als er sah, daß er noch fest schlummerte, verließ er ihn wieder und kehrte mit Hut und Stock zurück.

So stand er, mit bleichem Gesicht, mit klopfendem Herzen rath- und thatlos vor dem Schlummernden, als die Thüre aufgerissen wurde und Clara, die vor einer Stunde mit Meyerhoff ausgegangen war, athemlos hereintrat.

„Onkel," rief sie halblaut und nach Athem ringend, „draußen vor dem Thore sind wir eben der Amme mit ihrer Mutter begegnet. Sie eilten Beide ihrem Dorfe zu. Die Amme hatte der Tante Shawl und Hauskleid an. Um zu erfahren, was vorgegangen sei, mußten wir mit umkehren und neben den beiden abscheulichen Geschöpfen herlaufen. Der Geliebte des Mädchens will es nicht leiden, daß sie sich als Amme verdungen hat. Er hat ihr durch ihre Mutter immer gedroht, seiner Wege zu gehen und sie sitzen zu lassen, wenn sie nicht bald zurückkomme. Heute hat er seine Drohung wahr gemacht. Er ist mit Sack und Pack in die Fremde gegangen und die Amme ist mit ihrer Mutter, die ihr die Nachricht gebracht hat, fortgerannt, und nun will sie ihrem Geliebten nach. Es half kein Zureden, kein Drohen mit der Polizei. Sie war außer sich und wehrte sich gegen Meyerhoff, der sie zurückhalten wollte, mit Händen und Füßen!"

Während der letzten Worte Clara's erwachte der Kleine. Er zog sofort ein finsteres Gesicht und holte zum Schreien aus; dann schrie er wirklich und während das nun Folgende vorging, schrie der Säugling wie ein aufgeblasener Dudelsack fort.

„Bleib Du beim Kinde," raunte Herr Locke seiner Nichte zu, während der Kleine schrie, und rannte an die Thüre. Dann kehrte er zurück und stieß die Worte heraus: „oder ich will bleiben." Zuletzt riß er die Handschuhe aus der Tasche und rief: „Bleibe Du, ich will gehen!"

Darauf rannte er hinaus in die Küche und sagte den Mädchen, während man den Kleinen schreien hörte: „Lauft Alle in der Stadt herum, gleich auf der Stelle, und seht, wo eine Amme zu finden ist."

Während sich die Mägde die Küchenschürzen abbanden und die Spiegel zur Hand nahmen, eilte Herr Locke die Treppe hinunter. Er hörte noch auf der Treppe den Kleinen schreien.

Hastig trat er in's Comptoir: „Meine Herren," rief er den anwesenden Commis zu, während man den Kleinen oben schreien hörte, „haben Sie die Güte, Ihre Arbeiten wegzulegen, und vertheilen Sie sich in

der ganzen Stadt und forschen Sie nach, wo eine Amme zu finden ist."

Während die Herren die Bücher zuklappten und die Federn ausspritzten, warf Herr Locke schon die Thüre hinter sich in's Schloß und war einen Augenblick später auf der Straße, wo er den Kleinen oben schreien hörte. Er eilte zum Arzte.

Bald darauf sah man aus der Hausthür des Blutschlößchens sämmtliche Küchenmägde, Commis und Lehrlinge herausstürzen und, wie eine Mordbrennerbande, nach allen Richtungen auseinanderstieben.

Es währte nicht lange, da war in der ganzen Stadt keine Gasse, in der nicht Jemand aus Locke's Hause zu treffen gewesen wäre.

Inzwischen schrie der Kleine fort. Die Mutter hatte schon ängstlich gefragt, was ihm fehle, und Clara, die es nicht wagte, die Kranke durch die Mittheilung des wahren Sachverhalts zu erschrecken, stand fürchterliche Minuten aus.

Herr Locke kehrte mit dem Arzte zurück, der dem Geschrei des Säuglings rathlos zuhörte.

Die Mägde kamen zurück und die Commis und Lehrlinge stellten sich ebenfalls ein. Niemand hatte

eine Amme, Niemand auch nur die Spur einer solchen gefunden.

Der Blick, mit welchem Herr Locke jeden Einzelnen, der, um Rapport abzustatten, zur Thüre hereintrat, verschlang — läßt sich nicht beschreiben.

Herr Locke wollte eben wieder nach dem Hute greifen, um selbst die Stadt zu durchforschen, da öffnete sich nochmals die Thüre und ein kleines Küchenmädchen trat herein. Sie ging schweigend nach einem Schlüsselschrank und hing einen Schlüssel hinein.

Herrn Locke's Blicke hafteten an ihren Lippen, aber diese blieben stumm, während der Kleine schrie.

Das Küchenmädchen wollte wieder zur Thüre hinausgehen.

„Hast Du keine gefunden?" fragte schnell Herr Locke.

„O ja," erwiderte das Küchenmädchen, erstaunt über die Frage, „es waren ja noch genug da."

„Sprich schnell, wo ist sie? Hast Du sie mitgebracht?"

„Sie steht in Ihrem Zimmer, auf dem Tische."

„Auf dem Tische? Wer steht auf dem Tische?"

„Die Flasche Madeira, die Sie mir herauf zu holen befahlen.“

Es kam Niemandem bei, über dieses Mißverständniß nur zu lächeln.

„Warst Du nach keiner Amme aus?“ frug Herr Locke, mit dem Fuße stampfend.

„Nein, ich war bis jetzt im Keller.“

„Weißt Du nicht irgendwo eine Amme?“

„Eine Amme?“ wiederholte das Küchenmädchen und trocknete sich mit der Schürze die Hände ab, „eine Amme?“ wiederholte sie von Neuem, sich besinnend, — und blickte die Anwesenden nach der Reihe an. Dann schwieg sie eine Weile, und es hätte eine Todtenstille im Zimmer geherrscht, wenn der Säugling nicht geschrien hätte. „O ja,“ sagte endlich das Mädchen, während sie sich noch immer mit der Schürze ihre Hände abtrocknete, „ich wüßte wohl eine Amme, aber ich glaube schwerlich, daß sie kommen wird.“

„Wer ist sie, wo ist sie?“ rief Herr Locke, nach Hut und Stock greifend, während der Arzt das Gleiche that und Clara den schreienden Säugling küßte.

„Ich kenne ein junges Mädchen,“ antwortete die Küchenmagd, sich noch immer an der Schürze die

Hände abtrocknend, ihr Kind ist vor Kurzem gestorben. Ich bin mit ihr in die Schule gegangen."

„Wo ist sie?" fragte Herr Locke hastig und vor Ungeduld zitternd.

„In Liebenau."

Herr Locke erkundigte sich nach dem Namen, ließ sich das Haus beschreiben und eilte mit dem Arzte die Treppen hinab. Fünf Minuten später saßen Beide in den schwellenden weißen Polstern der Equipage, die in rasender Eile, über Stock und Stein dem fernen Dorfe zujagte. Die Fensterscheiben klirrten, die Räder rollten und der zermalmte Sand knirschte, aber es war Herrn Locke, als hörte er durch dies Geräusch hindurch das Schreien seines Kindes.

Vor einem niedern Hause in Liebenau stieg Herr Locke mit dem Arzte aus.

Auf der Thürschwelle saß ein kleiner Knabe, der auf einer kleinen rothen Geige gespielt hatte, und vor Staunen über die Ankunft der eleganten Kutsche mit dem Fiedelbogen zwischen den Saiten hängen blieb.

Herr Locke trat in die enge Stube, in der ein Webstuhl klapperte, und durch das Klappern hindurch glaubte er das Schreien seines Kindes zu hören.

Ein junges bleiches Mädchen saß an dem einen Fenster, im Gespräch mit zwei Knaben. Sie war es, die Herr Locke suchte. Sie war aufgestanden und den eintretenden vornehmen Herren entgegen gegangen. Der junge Bursche hinter dem Webstuhle stellte seine Arbeit ein. Es war still im Zimmer.

Herr Locke trug dem Mädchen sein Anliegen vor. Sie schlug die Augen nieder und zögerte mit der Antwort. Mit flehender Stimme und Geberde wiederholte Herr Locke sein Anliegen. Er bat sie inständig, ihn gleich nach der Stadt zu begleiten, um sein einziges Kind zu retten; sie wisse ja auch, was es bedeute, ein Kind durch den Tod zu verlieren, sie werde den Schmerz eines Vaters und einer Mutter gewiß ermessen können! Er hob jeden der Knaben, zu denen sich auch der kleine Geiger gefunden hatte, zu sich empor, strich ihnen die Haare sanft von der Stirne, und sagte ihnen, ihre Schwester würde es sehr gut in der Stadt haben, und sie könnten sie besuchen, so oft sie nur wollten. Das junge, bleiche Mädchen ließ sich bewegen, sie packte ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, tröstete die weinenden Brüder und stieg in den Wagen, wobei ihr Herr Locke behülflich war.

Herr Locke nahm mit dem Arzte auf dem Rücksitze Platz, da er fürchtete, sie möchte das Rückwärtsfahren nicht vertragen können. Er warf ihr selbst seinen eignen kostbaren Pelz über, in den sie sich hüllen mußte, und in sausendem Galopp eilte das Gespann der Stadt entgegen.

Fortwährend hörte er unterwegs das Schreien seines Kindes, er hörte es, bis die junge Amme den Säugling an ihre schwanenweiße Brust legte. Da endlich ward es still, und Herr Locke sagte, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben aus Herzensgrunde: „Gott sei Dank!"

Capitel 14.

Und hast mich zu Grunde gerichtet, —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Clara sitzt am Fenster, mit einer Stickerei beschäftigt. Auf schwarzem Sammetgrunde prangt bereits ein üppiges Blumenbouquet, dem Clara eben die naturgemäße Abwechselung der grünen Blätter hinzufügt.

Anna sitzt zu Clara's Füßen, auf ihrem Schoße ruht der festschlummernde Säugling. Sie ist sehr still und nachdenkend. Es kommt häufig vor, daß sie den grünen Knäul, von dem Clara stickt, und welcher zuweilen von deren Schoße herabfällt, ergreift, ihn auf ihre flache Hand legt, und mit sinnendem Auge beobachtet, wie sich der wollene Faden ganz langsam und kaum bemerbar abwickelt.

Herr Locke tritt aus dem Seitengemache herein. Die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, beugt er sich zu dem schlumernden Säugling herab und betrachtet ihn mit glücklichem Lächeln. — Er wendet sich befriedigt von ihm ab und fragt die Amme:

„Wie heißt Du? Ich habe Deinen Namen vergessen.“

Clara konnte das Gesicht der Amme von der Seite sehen. Sie bemerkte, wie diese bis zur Stirn hinauf erröthete und erst eine gewisse Fassung gewinnen mußte, ehe sie die Antwort geben konnte:

„Ich heiße Anna.“

„Wir werden Dich Lisette rufen,“ sagte Herr Locke im Abgehen; „wir sind einmal an diesen Namen gewöhnt.“

Lisette legte den Kleinen sanft in die Wiege und ging hinaus. Als sie nach einer geraumen Weile wiederkehrte, bemerkte Clara an den leichtgerötheten Augen, daß sie geweint habe.

Clara warf einen langen wehmuthsvollen Blick auf das Gesicht der Amme, zu dessen jugendlichen Zügen sich die kleinen Falten auf der Stirn und die etwas eingefallenen Wangen ausnahmen, wie ein von Wolken verbreitetes Dunkel zur schönsten Morgenzeit.

„Mein Onkel hat Sie gekränkt, liebe Anna,“ sagte Clärchen, die zarte weiße Hand der Amme ergreifend und an ihr Herz pressend; „es thut mir in der Seele weh,“

„Ach!“ rief Anna niedergeschlagen, „es geschah mir nur Recht, ich verdiene es ja nicht anders!“

„Sprechen Sie nicht so, Anna,“ entgegnete Clärchen, noch immer der Amme Hand drückend; „jener Eindruck, den ich vorhin an Ihnen wahrnahm, hat meine Achtung und Zuneigung erweckt. Wollen Sie dieß als Ersatz nehmen? Ist es Ihnen Trost genug, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie in dieser kurzen Zeit recht lieb, recht von Herzen lieb gewonnen habe?“

Anna konnte vor innerer Bewegung nicht sprechen. Sie nickte, unter Thränen lächelnd, mit dem Kopfe.

Damit war zwischen den Beiden eine Vertraulichkeit hergestellt, die Anna's Herzen wohl that. Sie wurde heiter, aufgeweckt, — eine gewisse Gedrücktheit ihres Wesens verschwand und machte einer liebenswürdigen Naivetät Platz, die selbst Clara nicht in ihr gesucht hätte.

Sie freute sich über die kleinen Schmuckgegenstände des Zimmers, sie wagte Clara's Stickerei in die Hand zu nehmen und sie bewundernd zu betrachten.

„Das wird ein Ruhekissen," sagte Clara, über die Verwandlung Anna's selbst beglückt; mit einem gewissen freudigen Stolze fügte sie hinzu: „für meinen Bräutigam!"

Bei dem Worte „Bräutigam" versank wie auf einen Zauberschlag Anna wieder in ihre alte Traurigkeit zurück. Als sie Clara's forschendem Blicke begegnete, versuchte sie zu lächeln und sagte:

„Bräutigam? — wohl Ihnen!"

Herr Locke arbeitete im anstoßenden Zimmer. Er hörte die leisen Stimmen der beiden Mädchen.

Das herablassende Gespräch seiner Nichte mit der Amme, obwohl er es nicht verstehen konnte, mißfiel ihm. Er hatte schon oft unwillig den Kopf geschüttelt. Seit einiger Zeit glaubte er ununterbrochen die Stimme der Amme zu vernehmen.

„Ich begreife nicht," sagte er zu sich selbst, „wie meine Nichte sich so vergessen kann. Diese Amme ist und bleibt doch ein gesunkenes Geschöpf! Was sie ihr nur jetzt vorschwatzen mag?"

Nicht aus Neugierde, sondern von Mißtrauen gegen den Inhalt der Mittheilungen erfüllt, welche die Amme seiner Nichte jetzt anvertrauen mochte, verließ Herr Locke seinen Platz und stellte sich dicht an die Glasthüre, um zu lauschen.

„Die Messe ging zu Ende," hörte Herr Locke die Amme sagen, „immer leerer wurden die Straßen, die ich Tage lang durchirrte, um ihn, vielleicht vom Zufall begünstigt, wiederzufinden. Seine Freunde, die ich in seiner Gesellschaft öfters in der Weinstube gesehen hatte, waren wohl längst abgereist. Auch Therese und Louise sprachen von der Abreise und wunderten sich, daß ich dieselbe noch nicht betrieb. Ich vermochte nicht, mich von der Stadt zu trennen, er wußte ja meine Heimath nicht, er konnte mich ja,

wenn er endlich doch kam, nicht wiederfinden! Eines Sonntags Morgens ging ich aus — und da waren alle Buden weggeräumt, alle Gewölbe verschlossen, eine Feiertagsstille herrschte auf den Straßen, und die Bewohner der Stadt waren zu ihren alten süßen Gewohnheiten wieder zurückgekehrt, und gingen in die Kirche oder ihrem langentbehrten Sonntagsvergnügen entgegen. Als ich nach Hause kam, packten Louise und Therese schweigend ihre Koffer. Ich verstand diese Mahnung, ich sah ihnen eine Weile zu, dann konnte ich mich nicht mehr halten, ich fiel ihnen weinend um den Hals und rief: „Ich kann mich nicht von diesem Orte trennen, bevor ich ihn nicht wiedergesehen habe!“ So schonend als möglich entgegneten sie mir, daß sie wohl wüßten, wie es um mein Herz stünde, daß sie aber auch ahnten, ich sei betrogen worden! Bei Gott, dieser Gedanke war mir nicht beigekommen! Der Mann, den ich so liebte, mehr als ich meine Eltern und Geschwister, mehr als ich je einen Menschen in der Welt geliebt hatte, der Mann, den ich in meinen angstvollen Träumen auf dem Krankenbette liegen und hülflos seine Hände nach mir ausstrecken sah, — er sollte mich betrogen haben?! Und ich sollte mit aller Strenge jahrelang

über den guten Ruf meiner Genossinnen gewacht haben, um zuerst das Opfer einer Schändlichkeit zu werden? Ich konnte diesen Gedanken nicht fassen! Der eine Schlag, daß er ein Betrüger sei, vernichtete ja Alles, Alles! — Ich entschloß mich zu einem letzten Schritt; ich ging nach dem Polizeibüreau, um seinen Aufenthalt zu erfragen. Nie hatte ich gegen irgend Jemanden den mir so theuern Namen ausgesprochen. Jetzt stand ich vor dem Polizeibeamten, ich sah seinen kalten Blick auf meinen Lippen ruhen — ich mußte ihn aussprechen und — von Wehmuth, Scham und banger Erwartung erfüllt — sprach ich ihn aus. In einem staubigen Folianten wurde nach ihm gesucht, an dessen Brust ich die süßesten Stunden meines Daseins verträumt hatte! „Flottwell," sagte der Beamte, mit dem Finger über lange Reihen von Namen gleitend; „Flottwell" wiederholte er kopfschüttelnd. Es war ein Kopfschütteln, das mir das Blut in den Adern stocken machte. Er glitt von Neuem über die Namensreihen, er schüttelte von Neuem den Kopf. Dann schlug er den Folianten zu, legte ihn weg, trat zu mir und sagte: „Ein Flottwell ist nicht hier." Aber hier gewesen, widersprach ich zitternd. „Auch nicht hier gewesen," gab er mir kopfschüt-

telnd zur Antwort. — Als ich nach Hause kam, sah ich, noch unter der Stubenthür stehend, einen Brief auf dem Tische liegen. Ich sehe ihn jetzt noch vor mir, diesen Brief, wie er sich so blendend weiß von dem dunkelrothen Teppich abhob, und noch jetzt fühle ich die qualvoll freudige und zugleich bange Gewißheit nach, die mir damals eingab, der Brief sei von ihm! Während ich ihn erbrach, traten Therese und Louise schweigend an das Fenster. — Ja! er war von Flottwell, und er theilte mir in wenig Worten mit, daß plötzlich eingetretene Verhältnisse ihn hinderten, die mit mir angeknüpfte Bekanntschaft fortzusetzen; er schätze sich aber glücklich, wenigstens in der Lage zu sein, durch das beiliegende Document, dessen Verwerthung mir jeder Banquier vermitteln würde, zur Erleichterung meines Lebens beitragen zu können Das Document war ein Staatspapier im Werthe von zweihundert Thalern. — Ich weiß nur noch, daß ich den Brief las und plötzlich — in den Armen Theresen's erwachte. Ich wich ihren Tröstungen aus und traf still meine Vorkehrungen zur Abreise. Noch an demselben Tage verließen wir die Stadt. Unterwegs trennte ich mich von meinen beiden Genossinnen, die einen langjährigen glücklichen Bund ohne ihre

Schuld jetzt zerstört sahen, für immer. Ich kehrte in meine Heimath zurück, um im Kreise meiner Geschwister und Freunde Trost und Ruhe zu suchen. Meinen Kummer verschloß ich tief im Herzen; ich verschwieg Alles. Man fragte mich, wann ich wieder auf Reisen gehen würde; ich gab unbestimmte Antworten, bis ich fand, daß mir das Schicksal nichts ersparen wollte — bis ich mich Mutter fühlte! — Mein Kind starb, wie Sie wissen; ich war für diesen Schlag gestählt, denn ich bin seit langer Zeit nie wieder froh geworden."

Als Anna schwieg, trat Herr Locke von der Glasthüre zurück und setzte sich wieder an seinen Arbeitstisch. Er zuckte die Achseln, gähnte, sprach im Tone jenes halbunterdrückten Mitleids, das sich seiner eignen heilen Haut freut, das Wort „Leichtsinn!" aus und war bald wieder in seine Arbeit vertieft.

Herr Locke hörte, daß das Gespräch nebenan von Neuem aufgenommen wurde und unterschied abwechselnd die Stimme seiner Nichte und die der Amme.

„Das nimmt kein Ende!" rief er nach einer Weile ärgerlich, stand auf und riß die Thüre auf.

Er sah Clara vor der Amme stehen, sie hatte beide Hände sanft auf deren dunkles Haar gelegt und

rief eben in innigem Tone: „So sollen Sie bei uns bleiben!“

Herr Locke winkte seiner Nichte. Sie folgte ihm und ließ die Amme allein.

Er sah Clara mit einem eigenthümlichen Lächeln an. Dieß war bei Conflicten mit seiner Nichte, gegen die er nie ein unzartes Wort verlor, der gewöhnliche Ausdruck seines Unwillens. Es war die gute Miene zum bösen Spiel. Um die grauen Augen legten sich dann kleine Fältchen, in kleinen Strahlen auslaufend, wie die Risse auf einer geborstenen Eis- oder Spiegelfläche. Dieß verlieh dem grauen Auge fast etwas Wohlwollendes. Herr Locke sagte kein Wort zu Clara, er lächelte sie nur ununterbrochen an, bis das junge Mädchen verwirrt wurde und erröthete.

„Aber bester Onkel!“ sagte Clara endlich, eingedenk der Scene mit Anna, in der er sie überrascht hatte. „Wenn Du nur wüßtest, wie traurig es dem armen Mädchen ergangen ist!“

„Ich habe ihre Geschichte theilweise mit angehört,“ antwortete der Onkel, mit der Hand eine abwehrende Bewegung machend. „Du willst sie bei Dir behalten, willst ihr ein Asyl bieten? Du kannst Deinen künftigen Hausstand natürlich einrichten, wie

es Dir beliebt; kannst Dir Leute halten, so viel Du willst. Aber hüte Dich, daß Dein weiches Herz sich nicht durch unwürdige Personen bethören lasse!"

„Ist Jemand meiner innigsten Theilnahme werth," betheuerte Clara, „so ist es dieses arme unglückliche Mädchen. Verlassen steht sie in der weiten Welt; sie hat nichts, als ihre Geschwister und die Sorge um deren Erhaltung. Wer wird sich der Familie annehmen? Wovon soll sie leben?"

„Wovon haben die Leute bisher gelebt?"

„Durch Gesang und Spiel hat Anna für sich und die Ihrigen reichliches Brod verdient. Aber —"

„Nun, aber?" fragte der Onkel lächelnd.

„Aber —", ergänzte Clara, eine heftige Regung unterdrückend, „sie hat ihre Stimme verloren!"

Herr Locke ging schweigend im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor Clara stehen und fragte: „Was hat sie denn mit dem Document, mit jenem Staatspapier, im Werthe von zweihundert Thalern, angefangen?"

Als sei er sicher, daß Clara zur Beantwortung dieser Frage Zeit brauche, und als wolle er ihr großmüthig Muße gönnen, sich von ihrer Ueberraschung über diese neue Wendung zu erholen, — drehte

er seiner Nichte den Rücken zu, um wieder im Zimmer auf- und abzugehen.

„Keine Lage des Lebens wird sie je bestimmen, dieß Document zu verwerthen," entgegnete Clara schnell und bestimmt. „Ich wußte dieß vorher, noch ehe ich sie fragte."

„Also sie besitzt auch ihren Stolz!" bemerkte der Onkel ironisch und den Zeigefinger emporhebend; „nun so konnte sie die Summe ja dem Armenhause schenken."

„Sie wird sich von dem Documente nicht trennen wollen, so düster die Erinnerung ist, die sich daran knüpft. Würde doch oft der Mensch seine bittersten Erfahrungen um keinen Preis hingeben!"

„Du mußt nicht Alles glauben, Clara, was Dir solche Leute sagen. Ich will nicht in Abrede stellen, daß dieß Mädchen ein unglückliches Geschöpf ist, aber solchen Leuten ist die Kunst angeboren, ihr Unglück zu ihrem eigenen Besten gehörig auszubeuten, indem sie mit wenigen Worten das Mitleid Anderer in übermäßigem Grade rege zu machen wissen. Du kennst die Menschen noch nicht, ich kenne sie und besonders diese Art, mit der ich — leider! — Zeit meines Lebens habe verkehren müssen. Bei aller

geistigen Beschränktheit besitzen sie doch eine oft staunenswerthe Fantasie. Sie suchen durch allerlei Märchen zu glänzen und erzählen Charakterzüge, die man schon ein Mal in einem Buche gelesen hat, von sich selbst. In wie weit dieß Mädchen ihre Geschichte ausgeschmückt hat, will ich dahingestellt sein lassen; daß sie aber jenes Document unangetastet aufbewahrt halte, ist erdichtet! Etwas Aehnliches hat sie einmal in einem Buche gelesen. Aber solche heroische Menschen existiren in der Wirklichkeit nicht, am allerwenigsten unter jener Classe."

„Du magst die Menschen besser kennen als ich," entgegnete Clara ungeduldig, „aber ein Mädchenherz muß ich besser verstehen. Ich gehe, um Dich zu überführen, wie Unrecht Du der armen Amme gethan hast."

Bei diesen Worten verließ Clara das Zimmer. Nach einer Viertelstunde kam sie wieder, ein briefartig gebrochenes Papier in der Hand.

„Hier ist das Document", sagte sie, dasselbe ihrem Onkel überreichend.

Dieser nahm es zögernd.

„Was ist das?" fragte er, als er, das Papier zwischen den Fingern haltend, eine Unebenheit dazwischen fühlte.

Clara nahm es zurück und öffnete es. Ein kleiner Ring fiel ihr entgegen.

Während Herr Locke neugierig nach dem Documente griff und dessen Aechtheit prüfte, starrte Clara den goldnen Ring an, den kleinen goldnen Ring mit einem grünen Steine, auf welchem die Anfangsbuchstaben ihres Namens und ihr Geburtsjahr eingravirt waren. Todtenblässe flog über ihr Antlitz, ihre Hand zitterte heftig und ließ den Ring zu Boden fallen. Erst nach mehreren Secunden vermochte sie die Worte zu stammeln:

„Es ist — derselbe Ring, der — einst mein gehörte! Ihr Geliebter schenkte ihr diesen Ring!"

Herr Locke hatte ihn vom Boden aufgehoben und betrachtete ihn. Auch er war für den Augenblick betroffen.

„Sagtest Du mir nicht, daß Meyerhoff ihn während der letzten Messe verloren habe? — So hat ihn dieser — wie hieß er? —"

Clara antwortete nicht.

„Dieser — Flottwell gefunden."

Clara schüttelte stumm das Haupt. Ihr Auge war starr nach der Wand gerichtet, als sähe sie dort eine schreckliche Erscheinung.

Nach einer Weile rief sie die Amme herein.

Anna war betroffen, das Document und den Ring in Herrn Locke's Händen zu sehen, der Anblick Clara's jedoch lenkte sie schnell hievon ab.

„Anna!" fragte Clara mit einem erzwungenen Lächeln, „wie sah dieser Flottwell aus?"

Den Blick zu Boden gesenkt, beschrieb die Gefragte Flottwell's Aeußeres — bis auf die weißen Zahnreihen, die — wenn er beim Lächeln den Mund öffnete, wie blendende Perlen von dem schwarzen Barte abstachen.

Sie wagte noch immer nicht das Auge aufzuschlagen; sie sah einen stillen, dunklen Schatten an sich vorüberwanken, sie sah ihn zusammensinken und den Kopf gegen das Sopha pressen. Sie blickte bestürzt auf und sah, wie Herr Locke seine Nichte emporhob und aus dem Zimmer führte.

Es war eine unheimliche stumme Scene gewesen! — Ein Schauer überkam Anna. Es war Alles so still, so stumm hergegangen, und auch jetzt war Alles still, Alles — durch das ganze Haus!

Regungslos wie eine Marmorstatue, die Hände nach dem Boden herabgerungen, in zurückgebeugter Haltung und den Blick nach der Thüre gewandt,

durch welche Clara, auf den Arm ihres Onkels gestützt, hinausgewankt war — blieb Anna lange stehen.

So fand sie Herr Locke, der soeben zurückkam. Beim Anblick der Amme verzog er den Mund zu einem freundlichen Lächeln.

„Du bist doch nicht erschrocken?" fragte er das Mädchen, „es hat nichts zu bedeuten, meine Nichte leidet zeitweilig an epileptischen Anfällen."

Damit öffnete er die Thüre zu dem Zimmer, wo der Säugling schlief und bedeutete der Amme, hineinzugehen.

Als er sich allein sah, verschwand das Lächeln um den Mund, sein Gesicht drückte plötzlich die höchste Angst aus.

„Wenn sie nur die leiseste Ahnung hätte, daß er ihr so nahe, daß er hier im Hause ist; wenn sie ihn sähe, wenn sie etwas erführe — es wäre um mein Kind geschehen! Er muß fort, er muß aus dem Hause! Es darf Niemand zu ihr hinein."

Während des Selbstgesprächs war Locke an die Glasthür getreten, hatte den Schlüssel leise herumgedreht, zog ihn ab und steckte ihn zu sich.

„Er muß auf der Stelle fort," murmelte er vor sich hin und verließ das Zimmer, um ihn aufzusuchen, „er muß auf der Stelle fort!"

Meyerhoff befand sich im Garten, wo er seine Braut zu finden geglaubt hatte, und während Herr Locke die Comptoirthüre unten hinter sich in's Schloß warf, stieg Jener die Treppe hinauf.

Die Sonne schien so freundlich, der Himmel war fleckenlos blau, so weit man sah; Meyerhoff wollte seine Braut zu einem Spaziergange auffordern.

Er glaubte sie, wie gewöhnlich, oben beim kleinen Cousin zu finden. Das Zimmer war verschlossen; keine Spur von einem Schlüssel. Er zog den Vorhang ein wenig zurück uud blickte durch das Glasfenster. Da auf dem Stuhle sitzt ein fremdes Mädchen, die Hände auf dem Schoße übereinandergeschlagen, die Augen, als wären sie geschlossen, auf den Boden gesenkt. Wahrscheinlich die neue Amme. — Es scheint kein gewöhnliches Mädchen zu sein. Sie nimmt sich in ihrer einfachen Kleidung fast aus wie eine junge Dame im Negligée; das Gesicht — dieß blasse Gesicht, die etwas eingesunkenen farblosen Wangen — sind daran Schuld, daß Meyerhoff sich

nicht schnell genug darauf entsinnen kann, wem sie ähnlich sieht.

Es ist ein peinliches Gefühl, wenn man ein Wort auf der Zunge vergißt, wenn man einen Namen nennen will, zu dem noch etwas fehlt, wenn man den Anfangsbuchstaben genau weiß und eine Masse Namen citirt, die ganz ähnlich klingen, aber von denen doch keiner der richtige ist. Gerade so ein peinliches Gefühl ist es, wenn man ein Gesicht sieht, und nicht gleich weiß, wo man es schon früher einmal gesehen hat. Es fehlt noch ein Buchstabe, ein einziger Buchstabe fehlt hinein in die Erscheinung, die dort auf dem Stuhle sitzt.

Wie man, um einen Namen zu finden, sich ähnlich klingende in's Gedächtniß ruft, so hüllt Meyerhoff's Fantasie das fremde Mädchen in ähnliche Formen, wie die, welche er meint, aber zu denen noch immer ein Buchstabe fehlt. Er hat sie in ein seidnes Kleid und in einen schönen Shawl gehüllt, er dichtet ihr eine goldne Armspange an den schmächtigen Arm, einen goldnen Ring an den Finger, er bedeckt ihr schwarzes Haar mit einem Hut und sieht das blasse, schmale Gesicht durch einen weißen Florschleier hindurch, aber es fehlt noch ein Buchstabe! Wie der

Blitz war der Buchstabe da, als sie jetzt eben die Augen aufschlug, die dunkelbraunen Augen, die da so bezaubernd durch den weißen Schleier hindurchglühen!

Meyerhoff hatte blitzschnell den Vorhang wieder vorgeschoben. Er blickte sich im Zimmer um. Sonderbare Traumwelt! Das Blut drängt so ungestüm nach dem Herzen! Das wird ein Fieber, wenn es kein Traum ist!

Herr Locke tritt zur Thür herein. Er erblickt Meyerhoff und erblaßt. Und doch sagt er selbst zu Meyerhoff:

„Sie sind blaß im Gesicht, leichenblaß! — Gestehen Sie schnell, Sie haben durch den Vorhang gesehen." So angstvoll sagte er das, und doch so mild, so gütig. Und doch scheint er Alles zu wissen.

„Ja," entgegnete Meyerhoff lächelnd und wie im Traume, „ich habe durch den Vorhang gesehen."

„Haben Sie sie gesehen?" fragte Herr Locke hastig und doch mild.

Meyerhoff nickt, wie im Traume.

Locke zittert und stammelt die Frage heraus: „Hat das Mädchen Sie auch gesehen?"

Meyerhoff verneint und sieht, wie im Traume, Herrn Locke mit der Hand winken, daß Meyerhoff ihm folgen solle.

Beide gehen in ein ganz entlegenes Zimmer.

Herr Locke schließt hinter sich die Thür, wirft einen zornfunkelnden Blick auf seinen künftigen Schwiegersohn und nennt ihn laut einen „Schurken".

Da erwachte Meyerhoff. Das Blut kehrte aus dem Herzen wieder zurück auf seine Wangen. Fest und trotzig stand er vor Herrn Locke.

„Verzeihen Sie," sagte dieser höhnisch, „ich habe Sie verkannt, sie sehen einem gewissen Flottwell sehr ähnlich, der Ihren Ring fand, den Sie einst verloren hatten, und einer Dirne ein Geschenk damit machte. War es nicht gemein von diesem Manne, gefundene Sachen zu verschenken?"

Meyerhoff gewann jetzt, nun er die Gewißheit hatte, daß Alles heraus war, seine vollständige Fassung wieder.

„Wie sind Sie zu diesem Mädchen gekommen?" fragte er tonlos.

Herr Locke ging, die Hände auf dem Rücken, mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. Er antwortete nicht.

Nach einer Weile fragte Meyerhoff wieder: „Weiß Clara schon davon?“

Herr Locke blieb stehen und sah dem Fragenden in das ruhige Gesicht.

In dieser Frage und in diesen Mienen drückte sich eine Gefühllosigkeit aus, über die Locke erstaunte, zugleich aber auch eine Gleichgültigkeit, eine Sicherheit, die Locke's Ingrimm herausforderte. Es war ein Triumph für Locke, Meyerhoff jetzt sagen zu können:

„Clara weiß Alles — Alles weiß sie, ich denke, sie wird auch wissen, sich zu trösten und den Unwürdigen, den Abscheulichen, der sie hinterging, vergessen.“

„Sich trösten — ja!“ rief Meyerhoff, „aber mich vergessen? Eines kleinen Abenteuers wegen, das mir begegnet ist?“

„Meine Nichte betrachtet es nicht als ein Abenteuer, dazu ist sie zu gut erzogen.“

„So müssen Sie dieß Mal schon bei Clara ein gutes Wort einlegen, bester Papa; reden Sie ihr zu, das wird mehr helfen, als wenn ich selbst —“

„Ich erstaune über Ihre lockere Denkungsweise!“ rief Herr Locke wüthend, „werden Sie sich klar, Mann, über das, was Sie gethan haben und jetzt verdienen.

Sie haben die Ehre meiner Familie befleckt; Ihre Verlobung mit meiner Nichte ist aufgelöst."

„Sprechen Sie im Ernst oder im Scherz?" warf Meyerhoff ein und Locke beobachtete in seinen Augen ein unheimliches Aufleuchten, das ihm von früherer Zeit her nicht ganz fremd war, „sprechen Sie noch ein Wort, aber, ich bitte, ein ernstes Wort, denn, bei Gott, ich bin jetzt nicht aufgelegt zum Scherzen!"

„Ich verlange mehr Respect von Ihnen," entgegnete Herr Locke streng und würdevoll; „Sie sind jetzt wieder das, was Sie waren, als Sie dieß Haus zuerst betraten. Die Bande, die Sie an meine Familie knüpften, sind aufgelöst; Ihr Mandat, als Procuraführer meines Geschäfts, ist erloschen. Beeilen Sie sich, wenn nicht die Stadt, so doch mein Haus zu verlassen!"

Meyerhoff sah Herrn Locke eine lange Weile scharf an. In seinem katzenartigen Blicke lag ein eigenthümliches Gemisch von Mitleid und Hohn. Langsam erhob er seine Hand, streckte sie gegen Locke aus und sagte, indem er mit zwei Fingern dessen Rockaufschlag sanft erfaßte, mit gedämpfter Stimme:

„Sie können mich nicht wieder zu Dem machen, was ich war. — Es ist zu spät! Seien Sie

klug, wie Sie es immer waren, wenden Sie Alles auf, um Clara wieder mit mir auszusöhnen; es liegt in Ihrem eigenen Interesse. Mißlingt Ihr Vermittlungsversuch, so steht es schlimm um mich, noch schlimmer aber um Sie. — Hören Sie mich an, ich will Ihnen vor allen Dingen eine Geschichte erzählen."

Meyerhoff lud Herrn Locke ein, sich zu setzen; da dieser aber keine Notiz hiervon nahm, sondern im Zimmer auf- und abging, so warf sich Meyerhoff in eine Ecke des Sophas, und während er mit den Augen Herrn Locke auf jedem Schritte verfolgte, begann er:

„Ganz das nämliche Zimmer, in welchem wir uns befinden, bewohnte vor Jahren die Gouvernante Clara's."

„Wohin soll das führen?!" rief Herr Locke erblassend.

„Unterbrechen Sie mich nicht," bat Meyerhoff mit einer unerträglichen Sanftmuth.

„Marie war ein mit allem Liebreiz ausgestattetes Mädchen," fuhr Meyerhoff fort; „sie gefiel ihrem Gebieter nicht minder, als mir jenes Harfenmädchen gefallen hat. Sie wurde Gegenstand seiner Bewerbungen. Der alte, ehrwürdige Herr besaß zwar eine

liebenswürdige Gemahlin, indessen — was schadet ein kleines Abenteuer, wenn es verschwiegen bleibt? — Bitte, lassen Sie mich die Geschichte auserzählen, sie wird ernster. — Marie also, sagte ich, erfreute sich der Zuneigung des alten Herrn, das ist sicher, davon habe ich selbst Beweise. Daß die Zuneigung erwidert wurde, bezweifle ich, denn Marie liebte einen Andern. Eines Tags erhielt die Gouvernante einen Brief aus ihrer Heimath. Ihr Vater, ein Beamter, hatte, um sich aus den Händen eines Wechselgläubigers zu retten, die ihm anvertraute Casse angegriffen."

„Schurke!" sagte Herr Locke zähneknirschend, „Du warst es, der Mariens Schreibsecretär erbrochen hat!" —

„Ich habe ihn nicht erbrochen, das kann ich eidlich behärten; auch thut dieß jetzt nichts zur Sache. — Der Vater also hatte die ihm anvertraute Casse angegriffen, er hoffte, das Deficit, das mehrere hundert Thaler betrug, später wieder decken zu können; da wurde ihm plötzlich die Nachricht, daß ihm ein Avancement in seinem Amte bevorstünde. Er mußte die Casse übergeben; in seiner Verzweiflung schrieb er an seine Tochter, theilte ihr die furchtbare Gefahr, in der er schwebte, mit, und bat sie, sich bei ihrem

reichen Prinzipal zu verwenden, daß dieser die Summe vorstreckte. Die Liebe zu ihren Eltern vermochte das Mädchen, ihrem geneigten Gönner die Lage ihres Vaters zu entdecken. Er schoß die Summe vor. Marien's Vater war gerettet. Er war von Neuem verloren, wenn Maria die Huldigungen des Menschenfreundes nicht erwiederte, ein Damoklesschwert schwebte über den Häuptern der unglücklichen Familie. Einst drohte es vernichtend herabzufallen, als Marien's Principal ein Liebesverhältniß entdeckte, welches das unglückliche Mädchen unter Furcht und Zittern mit einem Commis seines Hauses unterhielt. Marie entsagte dem schmählich getäuschten Jünglinge und ihre Familie blieb vor Schimpf und Schande bewahrt. Aber wie ein Gift im menschlichen Körper sich weiter und weiter frißt, wenn es nicht zum Ausbruche kommen kann, um endlich doch noch anderswo hervorzubrechen, so wucherte die unterdrückte Schande jener Familie heimlich fort — in Maria. Denn Maria wurde die Geliebte, die Maitresse ihres Principals. Einst war sie plötzlich verschwunden, Niemand wußte weßhalb. — Aber ich weiß es, ich kenne den Vater des unglücklichen Geschöpfs, daß sie unter ihrem Herzen trug. — Er steht vor mir!"

Lange Zeit fiel kein Wort im Zimmer.

Herr Locke ging heftig auf und ab. Endlich blieb er, nach Athem ringend, vor Meyerhoff stehen und sagte:

„Und wissen Sie auch, erbärmlicher Schleicher, — daß — Maria und — ihr Kind — längst — unter der — Erde ruhen?“

„Auch dieß ist mir bekannt, Beide sind todt, aber das Factum lebt. Und ich rathe Ihnen, Clara mit mir auszusöhnen, sonst —“

„Sonst?“ fragte Locke, die Zähne zusammenbeißend.

„Sonst kann ich mir nicht anders helfen, sonst muß ich dafür sorgen, daß die Folgen Ihres Abenteuers eben sogewichtig auf Sie zurückfallen, wie die des meinigen auf mein Haupt.“

Locke erhob drohend seinen zitternden Arm gegen Meyerhoff. Aber er führte den Schlag nicht aus, er schmetterte die geballte Faust dröhnend auf den Tisch und rief:

„Sie wollen mich verrathen! Sie wollen mich bei meiner Frau anklagen, Sie wollen die Geschichte stadtkundig machen! Damit haben Sie nun Alles verdorben! Ich danke Ihnen für den tiefen Blick, den

Sie mich in Ihre niedrige, schurkische Seele haben werfen lassen. — Gehen Sie hin, predigen Sie meine Schmach auf allen Straßen, aber meine Nichte erhalten Sie nicht.“ Damit wandte sich Locke ab und verließ das Zimmer.

Als er nach einer Viertelstunde wiederkehrte, fand er Meyerhoff noch immer auf dem Sopha sitzend.

„Nun,“ fragte er triumphirend, „warum gehen Sie nicht an's Werk?“

„Ich warte auf einen andern Vorschlag von Ihrer Seite,“ gab Meyerhoff zur Antwort; „daß ich meine Drohung wahr mache, dürfen Sie von mir überzeugt sein. — Ich verzichte auf die Hand Ihrer Nichte, aber nicht auf die Existenz, die mit dieser für mich verknüpft war. — Diese Existenz,“ fuhr Meyerhoff fort, während Locke hoch auflauschte, „ließe sich ja translociren, ich denke, Sie verstehen mich.“ —

Da Herr Locke nichts erwiederte, auch keine Miene zeigte, die einem Einspruch ähnlich gewesen wäre, so erklärte Meyerhoff weiter:

„Sie kaufen mir mein Geheimniß um eine lebenslängliche Pension ab, und ich verlasse noch heute diese Stadt. Ich gehe nach Amerika.“

Ein wildes Lächeln spielte um Locke's Mund, er trat schweigend an's Fenster, blickte in Gedanken verloren in die grünen Wipfel eines Baumes, trat dann zurück und ließ sich neben Meyerhoff auf das Sopha nieder, um mit diesem eine Unterhandlung zu beginnen, mit deren Einzelheiten wir unsere Leser gern verschonen wollen. —

Meyerhoff's lange Abwesenheit fällt den Herren unten im Comptoir auf. Jemand bringt die Nachricht, er habe sich mit Herrn Locke eingeschlossen. Er muß eine wichtige Conferenz mit dem Chef haben. Stunde auf Stunde verrinnt, er bleibt noch immer aus. Es muß etwas ganz Außerordentliches vorgefallen sein. Ist die Nachricht eingelaufen, daß irgend eine der großen Firmen, mit denen Locke und Sohn in Verbindung stehen, ihre Zahlungen eingestellt hat? Oder wird eine Neuerung, eine gewaltige Umgestaltung des Geschäftes besprochen? Sollen die Gehalte der Comptoiristen erhöht werden? Oder soll die Hälfte des Comptoirpersona lsentlassen werden?

„Dann muß ich zuerst über die Klinge springen", rühmt sich der Eine. „Ich auch," sagt ein Anderer. Und von allen Uebrigen sagt ein Jeder: „Nein, ich!"

Die Neugierde ist bis zum höchsten Grade gespannt. Niemand sitzt an seinem Platze. Keiner rührt eine Feder an.

Endlich — die Lampen sind schon angezündet, tritt Meyerhoff in's Comptoir.

Alle stieben auseinander. Jeder schielt verstohlen nach ihm, Jeder betrachtet ihn als ein Wesen, das unerhörte Neuigkeiten und Geheimnisse in seiner Brust verschlossen trägt.

Die Herren beobachten, wie der Procurist an sein Pult tritt, dieses anfschließt und zwischen den Boden und den Deckel desselben ein Lineal stemmt. Man hört ihn im Pulte herumkramen und Papier zerreißen. Man sieht ihn endlich alle Scripturen und Bücher, die das Pult enthielt, herausheben und, in bester Ordnung aufeinandergeschichtet, einpacken. Er packt noch mehr ein, er packt Alles ein, was sein gehört, vom Comptoirrocke bis zur Comptoirmütze, und sendet es nach seinem Zimmer. Eben will er selbst folgen.

Da kann sich Mühlbach nicht helfen, er muß wissen, wie unter solch' eigenthümlichen, geheimnißvollen Verhältnissen Meyerhoff's Stimme klingt, er richtet schnell eine Frage an Meyerhoff, eine Frage,

die irgend eine gleichgültige Geschäftsangelegenheit betrifft. Alle spannen auf die Antwort.

Endlich öffnet der Procurist den Mund und sagt in einem Tone, so freundschaftlich, so gemüthlich, als spräche er mit seines Gleichen: „Ich weiß es nicht, fragen Sie Herrn Locke selbst.“ Dann ging er hinaus. Ein fürchterlicher Krach, daß die Fensterscheiben klirrten!

Die Herren fuhren zusammen, wie vom Blitze getroffen und starrten nach der Thüre, die Meyerhoff so heftig zugeworfen hatte. Man blickt sich verwundert an, man zischelt, man hat für heute alle Sammlung zur Arbeit verloren.

Da läuft die Nachricht ein, daß Herr Meyerhoff Alles auf seinem Zimmer zusammenpackt. Seine Koffer werden fortgetragen. Endlich hört man seine Schritte selbst durch die Hausflur und noch ein Stück die Gasse entlang hallen.

In eine Anarchie ist das ganze Comptoir aufgelöst. Längst hat die Feierabendstunde geschlagen, Niemand sehnt sich heute nach Hause. Einer sitzt auf der Ladentafel, ein Anderer auf der obersten Sprosse einer Comptoirleiter, ein Dritter sitzt verkehrt auf seinen Schemmel, die Meisten stehen, fast Alle,

sogar auch die Markthelfer, haben sich Cigarren angebrannt. Einige sind so verwegen, zu glauben, Er, der sie so oft tyrannisirte, kommt am Ende gar nicht wieder! Aus ihren Gemüthern schwindet aller Haß und alle Furcht, sie senden ihm sogar wehmüthige Seufzer nach und flüstern sich zu: „Undank ist der Welt Lohn.“ Da erhebt sich eine andere Partei, die den Procuristen nur auf eine weite Geschäftsreise schickt und seine Wiederkehr in sichere Aussicht stellt. Und Haß und Furcht kehren in die Gemüther jener Leichtgläubigen zurück und sie wünschen nun doch, daß er niemals wieder zurückkehrte!

Heute Abend geht man nicht einzeln nach Hause, wie gewöhnlich; sondern das ganze Comptoirpersonal bildet einen großen Trupp, dem sich auch die Markthelfer anschließen. So ziehen sie durch die Gassen, einer starken Patrouille ähnlich. —

Einige Stunden später rollte die Nachtpost durch die Stadt, dem Thore zu. Meyerhoff blickt heraus nach den Häusern links und rechts.

Wenn die und jene Familie dort oben, hinter der und jener hellerleuchteten Fensterfronte. nur die leiseste Ahnung hätte, daß er jetzt eben unten vor-

überfährt, um niemals wiederzukommen! Er kann jetzt hier und dort den Wagen halten lassen, aussteigen und hinaufgehen zu den Honoratioren der Stadt. Die Thüren werden sich ihm noch jetzt weit aufthun, man wird ihn mit zuckersüßen Worten empfangen; die Herren werden sagen: „Willkommen, lieber Meyerhoff! Wie geht es?" Und die Mütter und Töchter werden fragen: „Ach! warum haben Sie Clärchen nicht mitgebracht?" Man wird ihm einen Fauteuil zurechtrücken und Thee vorsetzen. Die Töchter des Hauses werden ihm vorspielen und vorsingen, und zuletzt wird man eine Partie Scat arrangiren. Dieß Alles noch heute Abend! Morgen schon — läuft die unerhörte Neuigkeit von Mund zu Mund, durch die ganze Stadt. Der Name Meyerhoff wird bald im Wochenblättchen prangen, als integrirender Theil einer Anzeige, die eine Verlobung rückgängig macht und eine Procura auflöst. Er möchte die Anzeige nicht lesen, er möchte dann den Honoratioren der Stadt nicht unter die Augen treten, er möchte dann nicht durch diese Straßen gehen, deren Häuserfronten ihn jetzt so friedlich anblicken, er möchte dann nicht die Luft einathmen, die den Dunstkreis seines leeren Comptoirplatzes bildet!

Sind endlich die Häuser zu Ende? — Wie langsam fährt der Wagen den Berg vor der Stadt hinauf, und wie lang ist der Berg! Es kommt dem Reisenden vor, als müsse darüber die Sonne aufgehen. Wie lange hält der Wagen an den Stationen; welchen Aufwand von Zeit, ehe die Relaispferde vorgespannt sind! Mit welcher Gemächlichkeit steigen die Passagiere aus, um in der matt erleuchteten Restauration eine Tasse Kaffee zu trinken! Endlich — endlich — geht's wieder weiter. Und Meyerhoff sinkt in tiefen Schlaf, und als er erwacht, steht der Wagen still; es ist lichter Morgen; er steigt aus und ist in einer fremden Stadt. Die Postbeamten sehen ihn fremd an, und ihre fremden Blicke thun ihm wohl. Der Kofferträger sagt ihm Grobheiten und er erhält dafür ein gutes Trinkgeld. Niemand kennt ihn hier, Niemand hat hier je seinen Namen gehört, Niemand — von den Gassenbuben an bis zu den vornehmen Herren und Damen, denen er auf der Promenade, auf dem Wege zum Bahnhofe begegnet.

Capitel 15.

Ein Farbenspiel.

Um dieselbe Zeit ging Herr Locke nach dem Posthause, um sich zu erkundigen, ob Meyerhoff vergangene Nacht auch wirklich abgereist sei. Er athmete frei auf, als er die Bestätigung hörte. In seiner Tasche trug er den Schlüssel zu dem Zimmer, in welchem die Amme des Säuglings hütete. Niemand durfte zu ihr herein, ohne daß er dabei war. Es konnte doch ein Wort fallen, daß ein Herr mit schwarzem Barte und weißen Zähnen plötzlich das Haus verlassen habe, oder daß Clara den ganzen Tag über weinte. Die Amme durfte nichts erfahren, um des Säuglings willen.

Als er, von der Post zurückkehrend, zu Anna trat, wagte diese ihn anzureden:

„Herr Locke, wie geht es mit Fräulein Clara? Seitdem sie von Ihnen krank hinausgeführt wurde, habe ich sie nicht wiedergesehen!“

„Es geht wieder ganz gut mit ihr.“

„Bester Herr!“ rief Anna, plötzlich dringender werdend, „ich muß mit Ihnen sprechen; ich habe ja keine Seele, die ich fragen kann, seitdem mir, ich weiß nicht weßhalb, der Verkehr mit Allen abgeschnitten ist!“

„Nun, was gibt es?“

„Ich will Alles gern erdulden,“ sagte Anna, die Hände bittend gegen Herrn Locke ausstreckend, „aber sagen Sie mir nur die Ursache. — Warum ist meine Thüre stets verriegelt, warum darf Niemand, selbst das Mädchen nicht, zu mir herein, das mein Essen bringt, — ohne daß Sie anwesend sind? Es muß Etwas vorgefallen sein, — ich schwebe in der gräßlichsten Unruhe!“

„Beruhige Dich, es ist Nichts.“

„O ja,“ rief Anna fast leidenschaftlich, es ist Etwas! Und schon habe ich mir allerlei Gedanken gemacht. Erlösen sie mich aus meinen fürchterlichen Ahnungen!“

Schweigend und erstaunt blickte Herr Locke die Amme an.

„Wenn Fräulein Clara nicht wieder an diese Stickerei zurückkehrt,“ fuhr sie fort, auf den verwaisten Stickrahmen am Fenster deutend, „wenn Fräulein Clara — ich weiß nicht, was ich sagen soll, — eine dunkle

Ahnung, — eine Unmöglichkeit — aber doch — doch! — Dieses Ruhekissen dort — es war für den Bräutigam von Fräulein Clara. — Sie betrachteten so sonderbar meinen Ring, als ich in jenes Zimmer trat — sie sah leichenblaß im Gesicht — ich mußte jenen Mann beschreiben, genau beschreiben, wie er aussah — und darauf wurde sie plötzlich krank, — nein! — nicht krank — aber, ich glaube, gemüthskrank. — Mein Gott! ich weiß nicht, wie es sein könnte — aber ein Gedanke läßt mir keine Ruhe. — Wenn Fräulein Clara nicht wieder an dem Ruhekissen für ihren Bräutigam weiterarbeitet — lassen Sie mich fort — ich will wieder zu meinen Geschwistern zurückkehren — es wird mir unheimlich hier. —"

Die letzten Worte erstickten unter einer Fluth von Thränen, die Anna in die vorgehaltenen weißen Hände weinte.

„Ich verstehe kein Wort von Allem, was Du gesprochen hast," entgegnete Herr Locke mit anscheinender Ruhe, „Du sollst Dich aber Deiner thörichten Fantasien bald schämen müssen. — So ein Mädchen ist mir noch gar nicht vorgekommen."

Kopfschüttelnd ging er zur Thüre hinaus, die er hinter sich wieder verschloß.

Anna hörte ihn in dem anstoßenden Zimmer leise auf- und abgehen.

„Was hilft das Alles?" sagte Herr Locke zu sich, als er in dem andern Zimmer allein war, „ich muß diesem erbärmlichen Geschöpfe seinen Willen thun. Clara muß zu ihr zurück; sie spricht freilich, sie kann ihren Anblick nicht ertragen. — Einbildung! Sie muß! Und wenn sie nicht will? Wenn mein Kind an ihrem Starrsinn zu Grunde gehen sollte? Giebt es kein Mittel, sie zu bewegen? Hier hilft keine Liebe und keine Strenge! Alles Gold der Welt würde ich ihr vergebens bieten! Auf meinen Knien könnte ich sie bitten, zu dem Mädchen und an ihren Stickrahmen zurückzukehren, ich weiß, es wäre vergebens! Und doch muß es sein! Was ist die Zukunft meines Kindes, meiner Firma — gegen ein armseliges Mädchenherz? Es wird ja doch nicht brechen. — Nur an den elenden Stickrahmen soll sie sich setzen," fuhr Herr Locke in seinem Selbstgespräch fort und rang die Hände, „und ich besitze nicht die Macht, sie zu diesem Schritte zu bewegen?! Mein einziges Kind soll an dem Eigenwillen einer angenommenen Waise —" Herr Locke blieb plötzlich stehen, wie angewurzelt, mit finsterm Ausdruck senkte

sich sein Auge auf den Teppich herab. „Ha! das will ich ihr sagen," murmelte er vor sich hin, „daß sie bei uns als Waise aufgenommen, und anstatt von liebenden Eltern, von uns hartherzigen Menschen erzogen werden mußte; ich will ihr sagen, wie schlimm es für sie war, daß sie den dürftigen Verhältnissen, in denen ihre Eltern lebten, entsagen — und dafür das Pflegekind eines Onkels werden mußte, — ha! ha! eines Onkels, der die eigenthümliche Grille hatte, ganz in sie vernarrt zu sein, ihr Alles zu bieten, was er seinem eigenen Kinde geboten haben würde, und ihr gleiche Ansprüche an sein Vermögen zu geben, wie seinem eignen Kinde, das jetzt durch sie sterben soll! Das will ich ihr sagen, — es wird, es muß helfen."

Mit großen Schritten verließ Herr Locke das Zimmer.

Anna sitzt auf dem Tritt am Fenster, neben Clara's leerem Stuhle; an ihrer Brust liegt der Säugling. Sie hört den Schlüssel an der Thüre knarren und herein tritt — Clara. Nur mit Mühe unterdrückte Anna einen freudigen Schreck.

Clara reichte ihr die Hand; sie war kalt wie Eis und zitterte in der warmen Hand der Amme.

Beide sprachen kein Wort.

Anna fühlte Clara's Blick auf sich ruhen, aber sie wagte nicht, das Auge zu ihr aufzuschlagen.

Wie ein Roulettespieler dem Laufe der Kugel, so folgte Anna gesenkten Auges den Bewegungen Clara's, die als eine dunkle Gestalt im Zimmer umherwandelte. Jetzt nähert sie sich dem Fenster, sie steigt auf den Tritt, ihr Kleid streift Anna's Wange, sie setzt sich und nimmt den Stickrahmen auf ihren Schoß. Anna athmete frei und glücklich auf.

Ihr entging der Schauer, der das unglückliche Mädchen durchrieselte, als es die Nadel mit dem grünen Faden zur Hand nahm und an den letzten grünen Punkt, den die unglückliche Braut eingestickt hatte, einen neuen fügte, den eine unsichtbare, aber weite, weite Kluft von dem andern trennte!

Wieder fällt der grüne Knäul von Clara's Schooße herab und wieder ergreift ihn Anna, legt ihn auf ihre flache Hand, und beobachtet mit sinnendem Auge, wie sich der grüne Wollenfaden ganz langsam abwickelt.

Es geht sehr langsam mit dem Abwickeln, denn die Stiche der kunstgeübten Hand sind Stiche in das Herz.

Oft hält Clara inne in ihrer Arbeit, aber nicht, um mit ihrem Blicke voll Theilnahme auf dem blassen Gesicht der Amme zu verweilen, sondern um einem schmerzlichen Gedanken nachzuschleichen, einem Gedanken an jene Zeit, wo er ihr Spielgenosse war; an jene Zeit, wo sie seine Braut wurde; an alle jene Zeiten des glücklichen Wahns, mit dessen Aufhören er zum Heuchler, sie zur Waise geworden ist! Ihre Seele ist nicht fähig, die entsetzliche Veränderung, die mit Allem, was sie umgab, vorgegangen ist, mit einem Male zu fassen. Das Band, das sie an Meyerhoff kettete, die kindliche Liebe zu ihrem Onkel — war wie eine Linde vor ihrem Fenster, an die von frühester Kindheit auf ihr Blick sich gewöhnt hatte. In einer Nacht wurde die Linde umgehauen, aber noch wurzelt sie fest in der Fantasie, in der leeren Luft breitet sich noch immer das grüne, schattige Blätterdach aus, und das Ohr glaubt noch lange, lange das Rauschen der Wipfel zu vernehmen. — Das schwere Haupt auf die Hand gestützt, lauscht sie jetzt dem wehmüthigen Rauschen, wie dem eingebildeten Fort-

tönen einer fernen Glocke, die doch längst ausgeschlagen hat.

Wenn Anna dann einen verstohlenen Blick zu ihr hinauf wirft, so sieht sie nur die braunen Locken, die der Stickerin in den Nacken herabfallen, nicht aber die großen, zitternden Perlen, die unaufhaltsam aus den blauen Augen hervorbrechen. Warum wendet Clara das Gesicht so lange dem Fenster zu? Sie pflegte doch sonst kaum einmal flüchtig hinauszusehen? Und so lange schon und so unbeweglich starrt sie hinaus; — und dieses leise Zucken der Achsel jetzt und dieser schwache Laut — war das nicht wie ein verborgenes, heimliches Schluchzen? Anna möchte sie gern anreden, sie möchte sich überzeugen, ob sie wirklich weint, aber sie weiß nicht, was sie sagen soll.

Da fällt ihr Blick auf den Knäul in ihrer Hand, an dem nur noch ein einziger grüner Faden hängt.

„Liebes Fräulein," sagt sie, zu Clara aufschauend, „das Grün geht zu Ende."

„Es geht zu Ende," sagte Clara, schwer und gepreßt, auf die Farbe der Hoffnung anspielend.

In diesem Augenblicke trat der Onkel ein.

Clara richtete sich hastig empor, um emsig weiterzusticken.

Mit wohlgefälligem Blinzeln der Augen verfolgte der Onkel die behende Bewegung der Nadel, dann sah er lächelnd auf den Säugling, der harmlos an der Brust der Amme ruhte. Es waren befriedigte Fabrikantenblicke, die er umherwarf von einer Maschine auf die andere, auf das Triebrad oben, das in die Zähne des unteren greift.

Während Herr Locke, glücklich darüber, daß nun Alles wieder in der alten Ordnung war, sich vergnügt die Hände reibt, beobachtet Anna, wie sich das letzte Ende des grünen Fadens von dem Knäul in ihrer flachen Hand loslöst, wie jetzt eben ein zusammengebrochenes Stück Papier, gleichsam als Kern, allein auf ihrer Hand zurückbleibt.

Träumerisch hängt ihr Auge an dem Papier. Es steht Geschriebenes darauf und gedankenlos liest Anna das Wort: „Mutter."

Gedankenlos beginnt sie den Satz:

„Wenn es Ihnen noch lange gut geht, es kommt doch ein Tag, wo Er Gericht mit Ihnen halten wird."

Aber wie ein Träumender, der eben erwacht und in der ihn umgebenden Wirklichkeit, in welche er mit offenem Auge hineinschaut, den eben abgebrochenen Traum sich factisch fortsetzen sieht, liest sie weiter:

„Dann denken Sie an mich und meine arme Mutter, die dann längst zu Asche geworden ist!"

Sie reißt das Papier auseinander und durchfliegt den entfalteten Brief.

Herr Locke sieht ihre Augen funkeln, er sieht ihren Busen heftig auf- und niederwogen, aber noch ehe er sich besinnt, hört er die Amme aufschreien:

„Das war meine Mutter!"

Clara sah erschrocken auf die Amme herab, die ihren Kopf erschöpft an sie gelehnt hatte und mit einem ausdruckslosen Blicke nach der Zimmerdecke starrte.

Herr Locke riß den Säugling von ihrer Brust. Die Lippen des stillen Kindes waren noch geöffnet, statt der Augen sah man einen matten wesenlosen Schimmer.

Wie Locke's Augen auf das weiße, den kleinen Körper umhüllende Bettchen starrten und auf einen bewegenden Athemzug lauerten, der ewig und ewig

ausblieb; wie er sich einredete, sein Kind schwebe nur in Gefahr, sei aber nicht todt; es sei nur schwer, ein Kind großzuziehen, aber deßhalb sei dieses Kind doch noch nicht todt, — jeder erwachsene Mensch sei ein halbes Wunder, sei eine aus verlöschen wollenden Funken emporgeblasene Flamme, deßhalb halte er aber jetzt in seinen Armen noch keine Asche, sondern eine glimmende Kohle, die nur schnell angeblasen werden müsse; wie er an der Lebenslinie dieses Kindes die electrischen Funken seiner stolzen Hoffnungen und Träume in die weite Zukunft hinausjagte und nicht glauben wollte, daß dicht vor ihrem Ausfluß schon die Kette zerrissen war; wie er auf Antwort wartete und kein Hauch des kleinen starren Mundes sie brachte — da wußte er nichts von dem seltsamen Farbenspiele auf seinem Haupte. Nur Clara sah es mit stummem Entsetzen, daß sein graues Haar in wenig Augenblicken weiß geworden war, so weiß wie Schnee!

Capitel 16.

Der Schutzengel.

In einem ganz kleinen, zellenartigen Zimmer sitzt ein Mann auf einem hölzernen Stuhle. Auf dem Gesimse des einzingen Fensters liegt ein Stoß Bücher. Der einfache, ganz gleichmäßige Einband derselben und die Nummern auf dem Rücken der Bücher lassen darauf schließen, daß sie einer Leihbibliothek angehören.

Der Bewohner des kleinen Zimmers, der eben in einem der Bücher liest, scheint ein Leser von Profession zu sein. Vom Morgen bis zum Abend beschäftigt er sich mit Lectüre, dann und wann schreibt er einige Zeilen auf ein Blatt Papier. Gegen Abend kommt ein Freund, ihn zu besuchen. Bei ungünstigem Wetter spielen Beide eine Partie Schach; lockt ein schöner Abend in's Freie, so gehen sie spazieren. Die geräuschvollen, volkreichen Straßen, in die wir ihnen folgen, bilden zu der Abgelegenheit

jenes Zimmers, dessen Fenster auf eine schmale, todtenstille Gasse mündet, einen grellen Contrast, denn nur wenige Schritte von dieser Einsiedelei, die man für ein ländliches Asyl halten könnte, hat man zurückzulegen, da befindet man sich mitten in dem bunten Gedränge einer Residenz. Ein Mann mit blanken Knöpfen folgt in einiger Entfernug den Beiden überall nach. Er bleibt vor der Thüre des Wirthshauses stehen, in welchem die Freunde einkehren; meist aber ladet ihn der Bewohner jenes stillen Zimmers ein, hereinzukommen, und läßt ihm einen Schoppen Bier geben. Endlich brechen die beiden Freunde wieder auf, der Mann mit den blanken Knöpfen folgt ihnen wieder in gemessener Entfernung. Dem Einsiedler folgt er, bis vor seine Zelle.

Dieser Einsiedler ist ein Wechselschuldner, der lange Jahre in der Residenz ein kleines Geschäft betrieb, von allerlei Unglück verfolgt aber vor einigen Monaten seine Zahlungen einstellen mußte und von einem unerbittlichen Wechselgläubiger seiner Freiheit beraubt wurde.

Der Freund, der ihn täglich besucht, war sein ehemaliger Commis.

Eines Tages erhielt der Arrestant ein Billet vom Zellenwärter. Es enthielt Nichts, als die von einer zitternden, plumpen Hand geschriebenen Worte: „Ein alter Bekannter bittet Sie dringend, ihn heute in seiner Wohnung: Melanienstraße Nr. 8, zu besuchen.“

„Wer hat das Billet gebracht?“ fragte der Wechselarrestant.

„Ein Bedienter,“ war die Antwort des Wärters.

„Kannten Sie ihn nicht? Nannte er nicht den Namen seiner Herrschaft?“

Der Wärter verneinte.

Der Arrestant benutzte die ihm zum Ausgehen gewährte Abendstunde, jener Einladung Folge zu leisten. Sein Freund begleitete ihn bis an die Thüre des bezeichneten Hauses in der Melanienstraße.

Es war ein reizendes einstöckiges Sommerhäuschen. Die offenstehende Hinterthür der Hausflur gewährte freie Aussicht in einen niedlichen Blumengarten.

Eben hatte der Arrestant den einen Fuß auf die erste Stufe der aus braunem getäfelten Holz gebauten Wendeltreppe gesetzt, da erklang aus einem der unteren Zimmer eine eigenthümliche Musik.

Der Arrestant blieb stehen und lauschte, sein musikalisches Ohr unterschied die Töne einer Violine und einer Pedalharfe. Er hätte gern noch länger zugehört, wenn er nicht gestört worden wäre durch die Erscheinung einer jungen blauäugigen Dame mit braunen Locken, die in schwarzem seidnen Kleide eben die Treppe herabrauschte. Das schöne, von einem leisen Zuge der Melancholie durchzogene Gesicht der jungen Dame war wohl werth, daß der trübe Blick des Ankömmlings hell und strahlend aufleuchtete; aber noch etwas Anderes fesselte ihn an dieses Gesicht: er war in die Züge desselben vertieft, wie in ein Räthsel, dessen Auflösung er schon einmal gefunden und wieder vergessen hatte. Mechanisch griff er in seine Brusttasche, nahm das Billet heraus und überreichte es der jungen Dame.

Sie nickte, als sie es gelesen hatte, langsam mit dem Kopfe, sah ihn mit gespannter Theilnahme an und führte ihn hinauf in ein kleines, freundliches Gemach, wo auf einem Sopha ein alter Mann saß. Sie ließ Beide allein.

Die Fenster des Zimmers waren geöffnet, man hörte genau jeden Ton der von unten heraufrauschenden Musik. Der alte Mann auf dem Sopha

hatte schneeweißes Haar. Er lächelte mit halbgeöffnetem Munde vor sich hin, doch war dies Lächeln nur das leere Strombett längst versiechten Humors. Er hielt die Hände über der Brust zusammengefaltet und schien andächtig der Musik gelauscht zu haben.

Als der Arrestant eintrat, stand er auf, ging auf ihn zu und sah ihm lange und fest in das Gesicht.

„Ich glaube doch, daß Sie es sind," sagte er, „derselbe Senftenberg, der früher bei Locke und Sohn war."

Senftenberg erkannte jetzt an der Stimme seinen früheren Principal, Herrn Locke. Er wollte Etwas sagen, aber Herr Locke entband ihn aller Worte durch ein Kopfnicken und eine Handbewegung, welches Beides ausdrückte: „Ja, ja — der bin ich und Sie erkennen mich wieder."

„Ich las dieser Tage in der Zeitung," sagte Herr Locke, seinen früheren Commis nöthigend, sich neben ihm niederzusetzen, „daß über Ihr Vermögen Concurs verhängt worden ist; ich erfuhr Ihre traurige Lage und schickte nach Ihnen. Es thut mir weh, wenn es guten Menschen, die einst meinem Hause angehörten, übel ergeht. — Wohl verstanden,

guten Menschen, um die bösen kümmere ich mich nicht. — Haben Sie schon meine Clara gesehen?"

Noch ehe Senftenberg antworten konnte, war Herr Locke aufgestanden und hinausgegangen. Senftenberg hörte ihn auf der Treppe den Namen Clara rufen, dann unten im Hause, zuletzt im Garten. Er benutzte die Abwesenheit des alten Herrn, sich im Zimmer umzusehen. Auf einem Pfeilertischchen stand Herrn Locke's Hut, mit einem Trauerflor umwunden, daneben lag ein Buch mit Goldschnitt. Senftenberg warf einen flüchtigen Blick hinein, es war ein Gebetbuch.

Herr Locke kehrte jetzt mit Clara zurück.

Es war dieselbe junge Dame, der Senftenberg schon auf der Treppe begegnet war.

„Das ist Herr Senftenberg," sagte Herr Locke zu seiner Nichte, „derselbe, von dem ich Dir erzählt habe."

Senftenberg fand jetzt die Auflösung jenes Räthsels wieder, das ihm bei seinem Eintritte in dies Haus entgegengetreten war. Er wollte nach Meyerhoff fragen, allein die eigenthümlichen Verhältnisse und Umgebungen, in denen er diese Leute in einer ganz andern Stadt und doch, wie der Augenschein lehrte,

in vollständig heimischer Einrichtung wiederfand, machten ihn so unsicher, daß er keine Frage wagte.

„Ja!“ sagte Herr Locke, die Hand seiner Nichte mit seinen beiden magern Händen umschließend, „Clara ist mir treu geblieben. Die Anderen sind alle fortgegangen. — Alle fort! Mein Sohn Daniel ist vor einem Jahre gestorben. Sie werden davon gehört haben?“

Senftenberg hatte nie eine Silbe von Daniel gehört. Aber er nickte bejahend.

„Bald darauf folgte ihm meine Frau. — Daher habe ich auch die alte Firma Locke und Sohn begraben, lebendig begraben. Ich wollte von Geschäften nichts mehr wissen und habe mich hierher zurückgezogen. — Die Herren, die in meinem Comptoir arbeiteten, sind alle gut untergebracht. Der alte Mühlbach besorgt vollends die Abwickelung der Geschäfte und bezieht eine Pension. — Clara, gieb Herrn Senftenberg von unserm alten Moselwein zu kosten.“

Als Clara das Zimmer verlassen hatte, zog Herr Locke hastig ein amerikanisches Zeitungsblatt aus der Tasche, zeigte auf eine Stelle darin und sagte, während Senftenberg las:

„Der hier ist untergebracht, wie er es verdiente!"

Senftenberg wurde aus dem Zusammenhange nicht klug; das Blatt berichtete, daß ein gewisser Flottwell in einem der nordamerikanischen Freistaaten der Falschmünzerei überwiesen und gehängt worden sei.

„Das war Meyerhoff," erklärte Herr Locke; „Gott sei seiner Seele gnädig!"

Aus Rücksicht für Clara, die soeben zürückkehrte, bekämpfte Senftenberg sein Erstaunen.

„Clara," sagte Herr Locke nachdenkend, „besorge für mich auch ein Glas, und eins für Dich und für Anna auch eins, und für den Geigenvirtuosen, den Tausendkünstler, den Karl — auch eins. Rufe sie herauf, wir wollen schnell ein kleines Fest feiern. Deswegen habe ich ja Herrn Senftenberg holen lassen."

Während Clara hinauseilte, sagte Herr Locke zu Senftenberg fast in einem Athem:

„Ihre Gläubiger werde ich befriedigen, Sie kehren nicht wieder in das Schuldgefängniß zurück. Sie etabliren ein neues Geschäft und ich gebe Ihnen die Fonds dazu. Und", fügte Herr Locke bewegt hinzu, noch ehe Senftenberg zur Besinnung kommen

konnte, und ergriff dessen Hand, „nicht wahr, Sie verzeihen mir alles Unrecht, das ich Ihnen einst angethan habe? Nicht wahr?“

In Begleitung Clara's erschien jetzt eine andere junge Dame, ebenfalls schwarz gekleidet, mit schwarzem Haar und braunen Augen. Ein munterer, etwa zwölfjähriger Knabe folgte den Beiden.

„Das ist Anna,“ sagte Herr Locke ernst und mit tiefbewegter Stimme und wies mit Ehrfurcht auf das braunäugige Mädchen, „mein Schutzengel, Gottes zerschmetternder Blitz, der die Luft von meinen Sünden reinigte und im reinen Dufte meines neu aufathmenden Lebens versöhnt neben mir einhergeht.“

Senftenberg fühlte das Mystische dieses Augenblicks nicht. Die Gruppe, die ihn umgab, verschwamm in den aus seinen Augen brechenden Thränen, mit denen sich die Leiden und Kümmernisse vieler Jahre wohlthuend von ihm loslösten.

Senftenberg hat in der Residenz eine große Fabrik etablirt. Clara ist seine Gemahlin, und so ist Meyerhoff's Prophezeiung, daß Senftenberg einst ein Wesen finden werde, welches ihn wahrhaft liebe, ein Wesen, das ihm eine Stütze sein werde und keine Last — doch in Erfüllung gegangen, und in diesem Sinne könnte Senftenberg allerdings an ihn zurückdenken und mit seinen eignen Worten ausrufen: „Der Meyerhoff hat doch Recht gehabt!"

Senftenberg ist nicht alleiniger Inhaber des Geschäfts. Er theilt den Gewinn freiwillig mit einem Compagnon, und das ist derselbe, der in früheren Zeiten sein Commis und während der Haft im Schuldgefängnisse sein einziger Freund war. Wir werden den jungen Mann, der von Charakter sehr ernst und gesetzt ist, und zu unsern alten Bekannten zählt, kaum wiedererkennen, kannte ihn doch Herr Locke selbst nicht wieder — seinen ehemaligen lustigen Lehrling — Karl!

Karl's einziger Kummer ist Anna, die ihr Leben in stiller Entsagung hinbringen will und Karl's heiße Bewerbungen um ihre Hand ablehnt.

Wenn einst der alte Mann die Klarheit seines Geistes wiedererlangt hat und zur ewigen Ruhe ein-

gegangen ist — wird es vielleicht Clara's Vermittelung gelingen, die Schwester und Freundin, an welche die Bande des Schmerzes sie inniger gekettet haben, als alle Bande der Liebe es vermögen — mit Karl zu vereinen.

Anna's Brüder sind alle glücklich versorgt. Der jüngste ist einer der talentvollsten Zöglinge eines berühmten Conservatoriums.

Druck von E. Blochmann und Sohn in Dresden.